

Verhandlungen
der Gelehrten
Estnischen Gesellschaft.

Einundzwanzigster Band.

Zweites Heft.

Jurjew (Dorpat), 1904.

Druck von C. Mattiesens Buchdruckerei.

(In Kommission bei K. F. Koehler in Leipzig).

Preis: 2 R. = 4 Mark.



Verhandlungen
der Gelehrten
Estnischen Gesellschaft.



Einundzwanzigster Band.

Zweites Heft.



Jurjew (Dorpat), 1904.

Druck von C. Mattiesens Buchdruckerei.

(In Kommission bei K. F. Koehler in Leipzig).

Preis: 2 R. = 4 Mark.

^{u. km}
Beste Kirj. ja Rahval. Kat.
1040

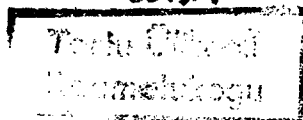
Gedruckt auf Verfügung der Gelehrten Estnischen Gesellschaft.

Dr. W. Schlüter, Präsident.

8 Oktober 1904.

(№ 2.)

Est. A



29297

Oskar Kallas.

Die Krasnyjer Esten.

Volkskundliche Beschreibung.

1. Einleitendes.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Loslösung von der Scholle gewährte den estnischen Landleuten, die aus irgendeinem Grunde mit den heimatlichen Verhältnissen unzufrieden waren, die Möglichkeit ihr Glück in der Ferne zu versuchen. Diese Möglichkeit ist in hohem Grade ausgenutzt worden. Im Innern des Reiches und in den asiatischen Besitzungen Russlands zählt man nach A. v. Gernets Schätzung ¹⁾ etwa 75,000 estnischer bäuerlicher Ansiedler, die besonders seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgewandert sind. Jedenfalls nicht geringer ist die Kopfzahl derjenigen, die sich in den Städten Russlands ausserhalb der Heimat niedergelassen haben ²⁾. Auch die neue Welt zählt Esten zu ihren Bürgern ³⁾.

Die Freiheit hat also dem Estenlande viel Lebensblut entzogen, doch auch schon vor Verkündigung derselben (1816 resp. 1819) verliessen — meist wohl als Flüchtlinge — einzelne und Scharen die alte Heimat, um in der Ferne das tägliche

1) „St. Petersburger Zeitung“ 1904 № 165.

2) St. Petersburg z. B. besitzt die meisten estnischen Vereine und eine der grössten estnisch-lutherischen Gemeinden: etwa 20,000 Seelen; (wenigstens 10,000 gehören ausserdem zur estnisch-orthodoxen Gemeinde und zu verschiedenen deutschen Kirchen oder haben sich keiner Kirchengemeinschaft angeschlossen). Estnische Gemeinden resp. Vereine finden sich ausserdem noch in Kronstadt, Gatschina, Moskau, Pleskau, Riga, Libau, Helsingfors u. a.

3) So hat Amerika eine estnische Gemeinde, einen Verein und eine Zeitung. Die Anzahl der Esten in Amerika schätzt „Amerika Eesti Postimees“ (1903 № 4) auf 1000.

Brot zu suchen oder aber Schutz vor Willkür und Kriegesnot. Auch mögen so manche gegen ihren Willen — als Leibeigene, Kriegsbeute u. s. w. — in die Fremde versetzt worden sein.

Diese Uebersiedelungsbewegung begann sehr früh, — schon aus dem 14. Jahrhundert haben wir Nachrichten über das Entspringen von Insulanern nach Abo und Wiburg ¹⁾ — liess dann mit dem Beginn der russischen Herrschaft auf mehr als hundert Jahre einigermassen nach, um mit der Verkündigung der Freiheit einen neuen Anstoss zu erhalten.

Die Bewohner der Inseln und Strandgegenden entflohen übers Meer, — noch jetzt hört man auf Ösel erzählen, wie der Oheim des Grossvaters oder irgend ein anderer älterer Verwandter nach Schweden geflüchtet sei oder Gotland oder Finnland, und einzelne finnische Familien — so das weitverbreitete und wohlhabende Geschlecht Jalkanen — leiten ihren Ursprung von estnischen Einwanderern her.

Gegenden, die weiter vom Meere lagen, gaben ihre Auswanderer ans lettische Gebiet ab — so hören wir von estnischen Ansiedelungen bei Marienburg ²⁾ und weiter bei Ludzen ³⁾ — oder an das russische ⁴⁾.

Es wäre nicht unwichtig noch jetzt, um die elfte Stunde, diesen alten Ansiedelungen nachzugehen, soweit sie sich nicht spurlos der Umgebung assimiliert haben. Es liesse sich hier gewiss manches „ausgraben“, wovon unsere heimatliche Geschichte nur dunkel zu berichten weiss, denn da die Ansiedelungen meist in ihrem ursprünglichen Zustande verharret sind, haben sie wohl Erinnerungen aufbewahrt, die in der Heimat vor neuen Einflüssen verschwinden mussten.

Zu den oben schon genannten älteren Ansiedelungen füge ich, ohne irgendwie den Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, im folgenden noch ein Verzeichnis anderer hinzu, auf deren Spuren ich entweder in der Literatur oder ander-

1) cf. E. Grönblad: *Nya källor till Finl. medel.-hist.* I. Kopenhagen 1857 und andere in J. Truusmann's *Введение христианства въ Лифляндіи*, St. Petersburg 1884 p. 415 ff. genannte Arbeiten.

2) Wiedemann: *Ueber die Ehsteninseln in den lettischen Kirchspielen Marienburg und Schwaneburg in Livland.* (*Mélanges russes* 1869 IV p. 634–673).

3) Meine „Achtzig Märchen der Ljutziner Esten“ (*Verh. der Gel. Estn. Ges.* XX, 2. Dorpat 1900).

4) Трусманъ: *Введ. христ.* p. 172, 173.

weitig gestossen bin. Eine Vervollständigung des Verzeichnisses resp. eine Korrektur desselben wäre natürlich sehr willkommen; noch willkommener der Forscher, der den Spuren nachgehen wollte.

1. Hupel¹⁾ berichtet von einer kleinen estnischen Ansiedelung jenseit des Peipus, im Gdowschen. Rosenplänter²⁾ wiederholt seine Angaben ohne Neues hinzuzufügen. Nach einem Artikel im „Eesti Postimees“³⁾ gibt es hier fünf Dörfer. Das Volk ist evangelisch-lutherisch und besucht die gegenüberliegende Filialkirche zu Mehikoorm.

2. Im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts fand der Major Karl Moritz von Brömsen⁴⁾ in der Nähe von Pleskau eine kleine, bis dahin unbekannte estnische Kolonie. Brömsen spricht über die Bevölkerung des Gouvernements Pleskau und sagt⁵⁾: „Die Einwohner sind Russen, unter denen nicht weit von der Hauptstadt an einem schlechten Nebenwege, der durch Wald und Morast nach Wybor und von da weiter nach Weliki Luki führt, eine geringe Anzahl Esten in einigen kleinen Dörfern wohnen. Ihre Vorfahren sind, nach ihrer Sage, unter des Zar Iwan Wassiljewitsch des Zweiten Regierung als Kriegsgefangene hierher gebracht und angesiedelt worden. Sie sind griechischer Religion und in nichts von Russen zu unterscheiden, als dass sie ihre alte Muttersprache, die estnische, in einer etwas von dem jetzigen dörptschen Dialekt abweichenden Mundart noch immer als Haussprache beibehalten haben, ob sie gleich vollkommen gut russisch sprechen. Ihre livländischen Brüder, die sie bei Wallfahrten nach Petschur kennen lernen, verachten sie sehr.“

1) Topographische Nachrichten von Lief- und Ehistland, Riga 1782 III p. 284.

2) Beiträge zur genaueren Kenntniss der esthnischen Sprache X, Pernau 1818 p. 25.

3) 1899 № 26.

4) Brömsen lebte, wenigstens später, in Zintenhof bei Pernau. (Rosenplänters Beiträge X p. 17.)

5) Brömsen: Russland und das russische Reich, ein geographisches Handbuch I, Berlin 1819 p. 124. Schon früher berichten über diesen Fund Rosenplänter (Beiträge X p. 25) und wahrscheinlich auch der Moskauer Professor Sjablovsky. (Новѣйшая географія російской имперіи. Сочиненіе профессора Зябловскаго. Въ университетской типографіи, Moskau 1814 II p. 5.) Das Buch war in den St. Petersburger Bibliotheken nicht vorhanden.

Vom Pleskauer „Statistischen Komitee“ erbat ich mir im Sommer 1901 nähere Angaben über diese Esten, doch waren sie dem Komitee durchaus unbekannt.

3. Der warme Freund und scharfe Beobachter der Esten Chr. H. J. Schlegel¹⁾ kommt auf seinen Reisen ins Gouvernement Pleskau²⁾. Er fährt aus Pleskau 34 Werst nach Isborsk und von dort weiter; am Wege liegen viele grosse Granitstücke; ungefähr nach einer Werst biegt er von der grossen Landstrasse nach links ab; der Weg führt ihn durch eine breite, waldlose, fast ganz angebaute Fläche: eine Menge kleiner Dörfer umgibt ihn. Er fährt noch fünf Werst und ist auf dem Gut S.³⁾. In der Nähe ist ein Gütchen K.⁴⁾. Zwischen S. und K. ist „Kosakenland“. „Die mehrsten Dörfer in dieser Gegend sind mit ursprünglichen Esten besetzt, die — — in dem blutigen schwedischen Kriege zu Karl des XII Zeit ihr Vaterland verliessen und sich hier ansiedelten.“ Die meisten dieser Esten sind nach Schlegel orthodox geworden, können also nicht Setukesen sein; denn wurden sie hier orthodox, dann mussten sie früher einen anderen Glauben bekennen, die Setukesen aber erhielten den christlichen Namen von den Russen. (Die Frauen verstanden dort nur das Estnische.)

4. 5. Dr. Fr. R. Kreutzwald⁵⁾ bemerkt von den Pleskauer Esten sprechend: „Es sollen — — auch im Ostrowschen Kreise und selbst im Nowgorodschen Gouvernement noch grosse Estendörfer vorkommen, deren Bewohner — wiewohl ringsum von Russen eingeschlossen — in allen Stücken unseren Grenznachbarn⁶⁾ gleichen sollen“.

Auf meine Bitte zog das Pleskauer „Statistische Komitee“ diesbezügliche Erkundigungen ein. Es erfolgte die Antwort, im Ostrowschen gebe es keinen estnischen Einwanderer aus älterer Zeit (d. h. aus der Zeit vor dem Beginne des 19. Jahrhunderts). Natürlich braucht Kreutzwalds Angabe mit dieser Antwort nicht umgestossen zu sein.

1) Vgl. Finnisch-ugrische Forschungen II, I. Helsingfors 1902 p. 16.

2) [Schlegel:] Reisen in mehrere russische Gouvernements in den Jahren 178*, 1801, 1807 und 1815 VI Meiningen 1831 p. 76.

3) Заполье?

4) Каменка?

5) Verhandl. der Gel. Estn. Ges. II, 2. Dorpat 1848 p. 47.

6) d. h. den Setukesen.

6. Nach Angaben des Witebsker „Statistischen Komitees“ leben im Kreise Newel, unter dem Gute Raipol, Esten ¹⁾. Die betreffende Gemeindeverwaltung schrieb mir genauer, ihre Anzahl sei 41, die Einwanderungszeit das 19. Jahrhundert. Doch könnte es sein, dass wir es hier mit älteren Einwanderern (aus dem Ludzenschen?) zu tun haben, — eine Familie ist römisch-katholisch, die übrigen sind griechisch-katholisch.

7. Im lettischen Kirchspiel Allendorf (pr. Wolmar) gibt es, wie mir Oberpastor V. Wittrock mitteilt, estnische Ansiedler (ältere?). Im Jahre 1892 habe er einer Gemeinde von 100—150 Menschen einen estnischen Gottesdienst gehalten, jetzt sei die Sprache des Gottesdienstes gewöhnlich das Lettische.

Ich erbat mir im Jahre 1902 vom Pastor zu Allendorf nähere Nachrichten über die betreffenden Esten, habe aber keine Antwort erhalten.

8. Im Gouvernement Twer will ein Ludzener Este in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts estnische Dörfer gesehen haben ²⁾. Wenn es nicht Karelen waren, — die Sprache der Ansiedler sei dem Manne ziemlich unverständlich gewesen — dann könnten es wohl ältere Auswanderer (vor 1819) sein.

9. 10. Ein Kaufmann aus Rositten (Рѣжица) behauptete, bei Noworschew und Welikija-Luki gebe es estnische Ansiedler: ob ältere oder neuere, konnte er nicht entscheiden. Vom „Statistischen Komitee“ in Pleskau erhielt ich auch hier eine ähnliche negierende Antwort, wie oben (Punkt 4 und 5). Der Prior des Klosters zu Welikija-Luki „Vater Arkadij“ (Pleskauer Este) schrieb mir auf meine diesbezügliche Anfrage freundlichst, 10—20 Werst von der Stadt, im Kirchspiel Kulebjatzkoje, lebe in zwei Dörfern ein Völklein, das ihn sehr an die Pleskauer Esten erinnere.

Der junge Mönch Feodor Koschewnikow (aus Ösel) unterzog sich auf meine Bitte der Mühe und besuchte die beiden Dörfer. Er ist derselben Meinung wie der Prior: „Die Nationaltracht ist die bei den Setukesen gebräuchliche, nur sprechen sie alle ein perfektes Russisch“. Dass die Be-

1) Meine „Achtzig Märchen der Ljutziner Esten“ p. 90.

2) Mein „Lutsi Maarahvas“ p. 40.

wohner der Dörfer — trotz ihrer gegenteiligen Behauptung — wohl eingewandert sind, darauf weisen mit einiger Wahrscheinlichkeit ihre Nationaltracht und ihr Dialekt, welche mit denen der übrigen Dörfer nicht übereinstimmen. Offen bleibt die Frage nach ihrer ursprünglichen Heimat¹⁾.

Herr Koschewnikow schreibt noch, er habe bei den in den Kreisen Welikija-Luki und Cholm ansässigen Esten Erkundigungen über die Zeit ihrer Einwanderung eingezo- gen: über hundert Jahre sei keine ihm bekannte Ansiedelung alt.

11. Ein russischer Gutsbesitzer, der in seiner Kindheit (vor etwa 50 Jahren) im Kreise Welikija-Luki lebte, versicherte mir im Sommer 1901, in seiner früheren Heimat gebe es estnische Dörfer älteren Datums, z. B. Petrowskoje und Schwilowo. Die dortige Gemeindeverwaltung²⁾ hat mir auf meinen rekommandierten Brief, in dem ich sie um nähere Nachrichten über die betr. Dörfer anging, nicht geantwortet.

12. Im Sommer 1901 hörte ich von einem in der Nähe von Opotschka lebenden Bauer, er habe vor etwa 30 Jahren am Wege, der von Ludzen nach Opotschka führt (einige 15 Werst von Ludzen), mehrere estnische Dörfer³⁾ mit römisch-katholischer Bevölkerung angetroffen. Ich besuchte (1893) die Ludzener Esten, die genannten Dörfer blieben mir aber durch- aus unbekannt.

Im Jahre 1901 fragte ich bei der Ludzener Polizeiverwaltung an, ob es bei Ludzen Dörfer dieses Namens gibt, habe aber auf meinen rekommandierten Brief keine Antwort erhalten.

13. Von der schwedischen Regierung wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der Mündung des Delaware in Nordamerika eine Kolonie angelegt. A. Järnefelt⁴⁾ weiss zu sagen, es seien in die Kolonie im Jahre 1627 auch Estländer und Livländer hinübergeführt worden⁵⁾.

1) In Памятная книжка Псковской губернии 1897 III, Население Псковской губернии p. 88 werden sie für Einwanderer aus Weissrussland angesehen.

2) Великолуцкій уѣздъ, волостное правленіе Влицы, чр. Петровское село (станція Михайло-Погостъ).

3) Кушнерины, Ясенцы, Платъ-Переводова wusste er zu nennen.

4) Suomalaiset Amerikassa, Helsingfors 1899. p. 8.

5) Die Literatur über die genannte Kolonie ersehe man aus O. Norbergs Svenska kyrkans mission vid Delaware i Nord-Amerika Stockholm 1893.

14. Nach H. Prants¹⁾ gibt es eine estnische Ansiedelung in der lettischen Gemeinde „Kriwalinna“. Auf meine Anfrage teilte mir H. Prants mit, er habe von dieser Ansiedelung vor einigen Jahrzehnten Bauern aus Neuhausen sprechen hören. Ob „Kriwalinna“ nicht eine der von Wiedemann untersuchten „Ehsteninseln in den lettischen Kirchspielen Marienburg und Schwaneburg“ ist?

15. Kuorsalosche²⁾ Lotsen wussten mir im Sommer 1894 zu erzählen, bei der Stadt Lowisa, auf den Inseln „Kissa, Sauna, Altaskär und Pirtti (Pörtö)“, gebe es estnisch sprechende Bewohner schon seit alter Zeit. Näheres über diese Auswanderer — schon im 18. Jahrhundert sind sie hier ansässig — bietet A. von Born in einer Beschreibung³⁾ seines Gutes Sarvlaks, zu dem auch genannte Inseln gehören.

16. Ins Kirchspiel Kyrkslätt (Kirkkonummi) bei Helsingfors seien im 18. Jahrhundert und früher Esten eingewandert⁴⁾, wie das Volk noch jetzt zu erzählen wisse⁵⁾.

17. An der St. Petersburg-Warschauer Bahn, etwa 30 Werst von Ostrow nach Süden, in der Nähe von Schogi⁶⁾, im Dorfe Sapochnowo⁷⁾ gebe es estnische Wirte. (Angabe eines Pleskauer Bauern, im Jahre 1901.) Seit welcher Zeit?

18. Gibt es oder gab es unter dem Gute Nestjugina⁸⁾ bei Opotschka ältere estnische Ansiedler? Vom jetzigen Besitzer habe ich eine nicht ganz präzise Antwort erhalten. Den Grund zu dieser Frage bildet der Umstand, dass Nestjugina früher der Familie Paljtschikow (Punkt 19) gehörte, die im Krasnyschen, bei Pleskau und in Setukesien estnische Dörfer besass. Es ist sehr möglich, dass auch unter Nestjugina Esten angesiedelt wurden.

1) Soome-sugu muinasajast, Dorpat 1894 p. 159.

2) Kuorsalo, Insel etwa 12 Werst von Fredrikshamn.

3) Beskrifning och historia om Sarvlaks egendom i Perno socken. II Auflage, Helsingfors 1898 p. 44 und 146.

4) J. Rosberg & U. Fleeger: Kyrkslätt socken. Helsingfors 1900 II p. 8.

5) Der Referent meines „Kraasna Maarahvas“ in „Virittäjä“ 1903 № 8 weiss zu sagen, es gebe an der finnischen Küste auch noch anderweitig estnische Einwanderer, nicht nur an den von mir oben genannten Ortschaften. Leider sind meine diesbezüglichen Anfragen von der Redaktion unbeantwortet geblieben.

6) Жогги.

7) Сапохново.

8) Нестюгина, im Munde der Krasnyjer Esten: Нещюгина.

19. An der estnisch-russischen Grenze sind sowohl estnische als russische Dörfer unter dem Einflusse der Nachbarn umnationalisiert worden. Es scheint, dass es früher auch nahe bei Pleskau estnische Dörfer gegeben hat. So erzählten mir Krasnyj Esten, man habe in alten Zeiten vom Gute „Siglitsa“ ¹⁾ ins Krasnyjsche setukesische Frauen eingeführt. Wie mir Stabskapitän P. Pitka in Pleskau schreibt, seien die Arbeiter auf dem Gute jetzt Letten, während in den Dörfern ringsum nur Russen lebten. Während der Leibeigenschaft, etwa fünf Geschlechter zurück, habe es hier nur Setukesen gegeben. Die jetzige Besitzerin des Gutes Frau A. Gembitz ²⁾ teilt mir mit, in den Grenzen des Gutes hätten vor Zeiten wirklich Setukesen und Esten ³⁾ gelebt, die ein früherer Besitzer, Paljtschikow, aus Golina ⁴⁾ eingeführt habe.

20. „Ein alter estnischer Soldat“, K. Rints aus Pernau, erzählt im „Postimees“ ⁵⁾ seine Erinnerungen und erwähnt unter anderem, er habe als junger Mann an der Wolga estnische Ansiedler getroffen. J. Karu aus Pernau, der auf meine Bitte K. Rints um nähere Angaben anging, schreibt mir: „Der estnischen Ansiedler erinnert sich K. R. nicht mehr genau; es scheint ihm, dass sie im Gouvernement Wjatka lebten, gegenüber der Stadt „Wospaski“ (Gouvern. Kasan). Esten habe es da viele gegeben, doch die Zahl der Dörfer, Höfe u. s. w. weiss er nicht, denn er ist nur ein Mal bei ihnen gewesen. Die Frauen hätten mehr estnisch verstanden, die Männer weniger. Von den Russen seien die Ansiedler „Wotjaken“ genannt worden, sie selbst aber hätten erklärt, sie seien aus „Estlandija“ gekommen. Manche Wörter ⁶⁾ hätten mit estnischen durchaus übereingestimmt, andere seien ihm unverständlich gewesen.“

21. Dass Esten im Pleskauer Gouvernement auch in der Nähe des Fleckens Krasnyj ⁷⁾ ansässig sind, davon hörte ich

1) Шиглицы, nahe beim Peipus, in der Nähe von Pleskau.

2) Hembitz?

3) Полувѣрцы и эстонцы.

4) Etwa 10 Werst von Petschur.

5) 1904 № 108.

6) Kirves, aja lehm ära u. a.

7) Пригородъ Красный.

im Ludzenschen schon im Jahre 1893. Der Schreiber der betreffenden Gemeinde gab mir die Anzahl der estnischen Dörfer auf acht an¹⁾; wie wir weiter unten sehen, sind es — oder waren es — 32.

Dem „Statistischen Komitee“ in Pleskau war genannte Ansiedelung unbekannt, ebensowenig weiss von ihr die Lokalgeschichte²⁾.

In den Liedersammlungen der „Estländischen Literärischen Gesellschaft“ stiess ich auf vier estnische Lieder und zwei Melodien³⁾ aus dem Krasnyjschen. „Eine Dame, die kein Estnisch versteht“, hat sie aufgezeichnet und durch Dr. A. Brandt an Dr. Fr. R. Kreutzwald geschickt. Leider sind uns Kreutzwalds Liedersammlungen auf eine unerklärliche Weise verloren gegangen, — sie sind nicht, wenigstens nicht alle, verbrannt worden — doch ein Teil der Lieder, unter ihnen auch die aus Krasnyj stammenden, ist uns in einer Kopie von Neus (im Archiv der „Estl. Lit. Ges.“⁴⁾) erhalten.

Es musste also Kreutzwald, Neus und wohl auch der damaligen „Gelehrten Estnischen Gesellschaft“ bekannt sein, dass es im Krasnyjschen estnische Ansiedler gibt und dass sich bei ihnen sogar noch alte Volkslieder erhalten haben, doch leider ist eine nähere Untersuchung unterblieben. Die Ausbeute wäre damals eine ungleich ergiebigere gewesen, als jetzt, denn in vielen Dörfern, wo jetzt das Russische eingedrungen ist, herrschte damals das Estnische, und Opfergebräuche, die jetzt verschwunden, waren noch lebendig.

Drei der an Kreutzwald eingeschickten Krasnyjer Lieder sind in Neus „Ehstnischen Volksliedern“ abgedruckt⁵⁾, — das ist meines Wissens das einzige Mal, wo der Name „Krasnyjer Esten“ in der Literatur erwähnt worden ist.

Im Sommer 1901 besuchte ich die genannte Kolonie, haupt-

1) Mein „Lutsi Maarahvas“ p. 40.

2) Vgl. etwa И. И. Васильевъ: Населеніе Псковской губерніи. (Памятная книжка Псковской губерніи) 1897 III p. 84 u. a.

3) Unter „Estländische Bibliothek 47016 F 232 i und 47012 (47013) F 232 f, zweites Heft № 313.

4) Über die gen. Sammlungen gibt nähere Aufklärung meine Untersuchung: Die Wiederholungslieder der estn. Volkspoese 1, Helsingfors 1901 p. 70 und 68.

5) № 102 B, 106 E und 108 A; das vierte Lied und die beiden Melodien finden sich in meinem „Kraasna Maarahvas“ p. 120 ff.

sächlich um folkloristische Materialien zu sammeln. (Einen Teil der Reiseunkosten trug die „Finnische Literaturgesellschaft“ in Helsingfors.) Die Resultate meines Aufenthaltes daselbst finden sich in ihrem vollen Umfange in meinem „Kraasna Maarahvas“¹⁾; vorliegende Arbeit habe ich — mit freundlicher Einwilligung der „Finnischen Literaturgesellschaft“ — nach jener zusammengestellt, indem ich Stellen aus ihr, welche auch den des Estnischen nicht mächtigen Leser interessieren könnten, übersetzte resp. referierte.

Wõsu in Estland,
24. Juli 1904.

Oskar Kallas.

1) Erschienen im Jahre 1903 in „Suomi“ (Zeitschrift der „Finnischen Literaturgesellschaft“) und auch als Separatabdruck, 128 Seiten in 8° nebst einer Karte, estnisch geschrieben. Kürzere Bemerkungen über die Krasnyjer Esten siehe „Postimees“, Dorpat 1901 № 152; Eesti Üliõplaste Seltsi Album VI, Dorpat 1901 p. 70 und Finnisch-ugrische Forschungen II, 1, Helsingfors 1902 p. 54.

2. Einige orientierende Bemerkungen.

Die Krasnyjer Esten leben, wie schon oben erwähnt, in der Nähe des Fleckens Krasnyj und zwar hauptsächlich an dem 27 Werst langen Wege, der aus Krasnyj nach Opotschka führt. (Die Entfernung aus Krasnyj nach Ostrow beträgt 70 Werst, von dort weiter nach Pleskau — 50 Werst).

Unten folgt ein Verzeichnis der von ihnen bewohnten Dörfer: die Dorfnamen sind teils estnisch und russisch angeführt, teils — wo der estnische Name vergessen ist oder wo er mit dem russischen zusammenfällt — nur im Russischen.

a) Gemeinde Krasnyj ¹⁾, Красногородская волость.

Горбунова, Жагирева, Hani (Ломы), Hudjaga, Исаева, Ivatsova (Иванцево), Kärä (Усова), Kóstrova (Кострова), Kriskohv (Гришкова), Makavina (Маковейкова), Mihova (Михова)²⁾, Mõisa (Мыза), Naha (Агафоновка), Paraskova (Барашки), Piigova (Спирова), Поддубная, Поддубно, Rumuli (Подсадная), Seipolo (Серполова), Sokolina (Сакуллина), Со-сёдова, Sulätüvä (Шутова), Tammõ (Сорокина)²⁾, Tsäh-нова (Дяхновка), Suure Tanka (Фаллбева), Väiku Tanka (Приглотино), Tsertseva (Черницова), Tsesneva (Частилкова).

b) Gemeinde Pokrowskaja.

Жеребина, Kraine (Крайнева), Seeverikova (Съверка), Selnika (Сельники).

1) Estnisch = Kraasna.

2) In der Gemeinde gibt es auch ein russisches Dorf gleichen Namens.

In genannten 32 Dörfern leben 999 Männer, 978 Frauen estnischer Abstammung, doch wie verändert sich diese Zahl, wenn wir die Sprache als Kennzeichen der Nationalität ansehen! Davon weiter unten.

Die Lebensverhältnisse der Ansiedler sind, trotzdem der Acker die angewandte Mühe nicht unbelohnt lässt, durchschnittlich ärmlich. Schuld daran tragen hauptsächlich die niedrige Bildungsstufe — Neuerungen dringen nicht ein — und der gemeinsame Grundbesitz, welcher jede Unternehmungslust lähmt und viel Arbeitskraft vergeudet werden lässt. Die mangelhafte Ernährung lässt verstehen, wie es kommt, dass der in neuerer Zeit eingewanderte Livländer „fünf Mal mehr arbeitet, als der eingesessene Bauer“. Die gewöhnliche Charakteristik der Esten — gutmütig, aber noch ärmlicher, als der russische Nachbar — muss ich nach meinen Beobachtungen bestätigen. Auch der Schmutz scheint in den estnischen Dörfern grösser zu sein, als in den russischen. Oft musste ich unter freiem Himmel schlafen oder auf der unbedeckten Diele einer Vorratskammer, denn die Zimmer wimmelten von allerlei Ungeziefer, und Heu resp. Stroh war in den wenigsten Häusern vorhanden.

Die Bildungsstufe ist niedrig, der geistige Horizont beschränkt. Selbstverständlich konnten diese wenigen Dörfer sich die Bildungsquellen nicht selbst eröffnen, aber auch die Umgebung hat es nicht getan, weder für sich, noch für die Zugewanderten. Im Ludzenschen leben estnische Ansiedler ungefähr in denselben Verhältnissen, wie hier, doch geistig sind sie fortgeschrittener, da die Kirche an ihnen mehr gearbeitet hat, als hier.

Ein Schritt zum Besseren ist vor einigen Jahren mit der Gründung einer Schule im Dorfe Tsertseva gemacht worden. Die Zöglinge dieser Schule — etwa 50 — sind unter den Esten fast die einzigen, welche zu lesen und zu schreiben verstehen; den übrigen sind diese Künste unbekannt, und „das Papier“ erregt zugleich Ehrfurcht und Misstrauen. Man wunderte sich, wenn ich z. B. Lieder nachschrieb; noch höher stieg die Verwunderung, wenn ich das Geschriebene las. „Es ist wirklich da; er nimmt da heraus, was er will, uns ist es wie ein Nebel vor den Augen!“

3. Sprache. Nationalität.

Die Krasnyjer Esten sind aus Setukesien ausgewandert, ihre Sprache stimmt mit der der Setukesen überein. Dieser Umstand ist auch dem Volke selbst bekannt: „Im Petschurschen können wir die Sprache leicht verstehen, weiter hinaus sehr schwer“.

Das Estnische lebt hier nicht mehr, d. h. es wird nirgends den Kindern vererbt oder — abgesehen etwa von einigen Ausnahmefällen — als Umgangssprache gebraucht. Es finden sich aber in 12 Dörfern noch 85 Männer und 14 Frauen, welche sich im Estnischen verständlich machen können, obgleich ihnen das Russische leichter ist. Nur drei Personen — zwei Greisinnen, ein Greis — sind geblieben, denen die Muttersprache geläufiger ist, als die fremde.

An Stelle des Estnischen tritt das Russische. Das geschieht natürlich nicht auf einmal, sondern allmählich: mehrere Geschlechter müssen beide Sprachen erlernen. Es liesse sich voraussetzen, dass dieser Umstand zur Bereicherung ihres geistigen Lebens dient, denn „eine neue Sprache eröffnet ja die Geistesschätze eines anderen Volkes“. Der Ausspruch hat seine Richtigkeit, wenn das andere Volk wirklich etwas bieten kann, aber hier ist das Bildungsniveau des Russen ebenso niedrig, wie das des Esten; neue Begriffe, neue Gedanken werden dem Volke durch die fremde Sprache nicht eröffnet, und dadurch wird das Geistesleben des Esten noch nicht bereichert, wenn er demselben Begriffe zwei Namen geben kann. Letzterer Umstand dürfte das Geistesleben vielmehr schwächen, denn er bürdet unnütze Arbeit auf und verbraucht Kräfte, die sonst vielleicht anders angewendet werden könnten. Hier haben wir gewiss teilweise den Grund zu suchen, warum der hiesige Este noch ärmer und ratloser ist, als sein russischer Nachbar. Zwei bis drei Geschlechter, die Übergangsgeschlechter, sinken infolge dieses Überganges im geistigen und somit auch im körperlichen Leben auf eine niedrigere Stufe; vielleicht werden ihre Nachkommen, welche die neue Sprache sich schon vollständig zu eigen gemacht haben, die Folgen des Übergangs verwinden.

Oben sagte ich, fast allen sei das Russische leichter, als die ursprüngliche Muttersprache. Das soll nicht heissen, dass

ihnen die russische Sprache ebenso geläufig wäre, wie geborenen Russen. Der Wortschatz ist in den russifizierten Dörfern gewiss geringer, als in den russischen, und die Aussprache lässt oft den Esten erkennen, mag dieser das Estnische auch durchaus vergessen haben. So arg wird es um die Sprachkenntnisse wohl nicht stehen, wie die russischen Frauen mancher Esten lachen, — unsere Männer sprechen: Пасоль паба, мусикъ пасла ¹⁾ — doch glänzend sind dieselben bei der Mehrzahl nicht.

Am kürzesten und prägnantesten liessen sich die Übergangsgeschlechter mit einem Ausspruche charakterisieren, den eine dortige Frau bemitleidend auf sich selbst anwandte: „Изъ чухонокъ вышла, до русскихъ не дошла“ ²⁾.

Der Sprachforscher, welcher die Gesetze, nach denen eine Sprache wächst und sich entwickelt, kennen lernen will, findet hier kaum etwas, was ihn interessieren könnte: desto mehr Material bietet sich etwa einem Sprachpsychologen dar, der feststellen will, wie eine absterbende Sprache sich verändert, verwelkt und verschwindet. Er könnte hier sehen, wie fremde Wörter die Herrschaft an sich reissen, wie sie anfangs vielleicht nach den Gesetzen der aufnehmenden Sprache umgemodelt werden, später — wo das Sprachgefühl noch schwächer geworden — samt ihren fremdsprachigen Endungen eindringen. Bald ist man auf der Stufe angekommen, wo die fremde Sprache nicht nur den früheren Wortschatz beiseite schiebt, sondern auch schon den Satzbau beeinflusst. Noch ein Schritt weiter, und aus der fremden Sprache werden ganze Sätze herübergenommen, bis es denn schliesslich bequemer ist die ursprüngliche Muttersprache ganz beiseite zu lassen, soweit es in der Macht des Sprechenden steht.

Interessant wäre es weiter zu beobachten, wie weit das Idiom der Kindheit vergessen werden kann. Ich sprach mit älteren Personen, die bis ins zweite Jahrzehnt hinein oder noch länger nur estnisch verstanden hatten, dann aber das Russische angenommen. Bei einigen wollten die Laute der Kindheit durchaus nicht von neuem erklingen, bei anderen kam die verrostete Maschine, wenn auch mit Ächzen und

1) Soll sein: Пошла баба, мужикъ пошелъ.

2) Etwa: Estin bin ich nicht mehr, Russin bin ich noch nicht.

Krächzen, doch wieder in Gang, und schliesslich wunderten sie sich selbst, wieviel sie noch behalten hatten.

Ebenso könnte man fragen, welche Wörter am frühesten gegen fremde umgetauscht werden und welche am schnellsten verschwinden. Zu letzteren gehören Wörter, welche weniger gebraucht werden.

Je ferner der Begriff liegt, desto schneller schwindet die Benennung. Die Namen der Vögel geraten schneller in Vergessenheit, als die der Tiere; die Pflanzennamen sind schon vorher verschwunden und am frühesten wohl die Benennungen der Fische. Andererseits widerstehen die Namen der Tiere und Vögel, die sich beim Hause oder in der Nähe desselben aufhalten, dem Vergessenwerden länger, als die Namen der im Walde lebenden.

Es liessen sich noch verschiedene derartige Gesetze feststellen und Fragen aufwerfen, doch ich habe nur darauf hinweisen wollen, welche Arbeit hier des Forschers harrt.

In den zwölf Dörfern, wo sich die Kenntnis des Estnischen bei einigen älteren Leuten noch erhalten hat, fing die Sprache mit der Verkündigung der Freiheit (1861) an zu verschwinden; in den übrigen zwanzig Dörfern geschah das noch früher. Teilweise erinnern sich die Bewohner noch, dass sie nicht immer Russen gewesen sind, teilweise ist auch diese Erinnerung fast verschwunden.

Die Muttersprache der Einwanderer war das Estnische, — nur drei Alte sind geblieben, die es noch geläufig beherrschen. Das ist ein langer Weg abwärts. Die Gründe, warum das Volk den Weg beschritt, sind verständlich: ein kleiner, noch nicht zum Selbstbewusstsein erwachter Volkssplitter inmitten einer fremdsprachigen Umgebung. Es müsste hier nicht gefragt werden, warum die Muttersprache vergessen wurde, sondern: wie kam es, dass sie so lange, durch einige Jahrhunderte, lebte?

Eine kurze Antwort auf die letzte Frage wäre: die Sprache lebte, weil lange Zeit hindurch kein Grund vorhanden war, warum man sie hätte beiseite lassen müssen; als diese Gründe sich einstellten, da fing sie an auf durchaus natürliche Weise zu verschwinden.

Die Esten lebten in ihren Dörfern, getrennt von den Russen. Siedelte sich jemand in einem russischen Dorfe an,

dann erlernte er die Sprache der Umgebung; das gleiche geschah, wenn ein Russe sich in einem estnischen Dorfe niederliess. Es gab einzelne Männer, die beide Sprachen beherrschten, doch dem Gros war das Russische durchaus unbekannt ¹⁾.

Dem Volke genügte seine Sprache, da die Grenze seiner Tätigkeit nur in seltenen Fällen über die Grenze des Dorfes hinausging. Sogar jetzt noch, wo schon ein ganzes Geschlecht das Recht der Freizügigkeit geniesst, senkt sich der Horizont meist schon hinter den Nachbardörfern und hinter Krasnyj und Opotschka. Trat ausnahmsweise die Notwendigkeit ein weiter etwas zu betreiben oder hatte man es mit Russen zu tun, die des Estnischen nicht mächtig waren, dann fanden sich wohl die nötigen Dolmetscher.

Am frühesten wurden diejenigen Dörfer entnationalisiert, welche ringsum von Russen umgeben waren. Hier war das Leben unmöglich, wenn man die Sprache der Nachbarn nicht verstand. Leider wissen wir nicht genau, wann die einzelnen estnischen Dörfer angelegt wurden und in welcher Reihenfolge; es hülfe uns dieses die Frage nach dem Verschwinden der Sprache beantworten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind einzelstehende estnische Dörfer schon so früh russifiziert worden, dass jede Erinnerung daran verschwunden ist; betreffs anderer gehen die Meinungen auseinander. Am längsten wurde, wie natürlich, die Sprache da bewahrt, wo die estnischen Dörfer näher bei einander standen.

Nicht ohne Einfluss auf das längere oder kürzere Bestehen der Sprache waren die Eigentumsverhältnisse. Wo zum Gute ausser estnischen Dörfern auch russische gehörten, da begann die Entnationalisierung früher; das Volk bewegte sich innerhalb der Gutsgrenzen: gab es da Russen, so wurden mit ihnen Ehen geschlossen. Am längsten erhielt sich die Sprache unter dem Gute Prentsi ²⁾, da es hier nur Esten gab, die unter sich oder mit setukesischen Frauen Ehen eingingen resp. eingehen mussten.

Das Todesurteil wurde dem Estnischen mit der Verkündigung der Freiheit (1861) gesprochen. Die Russifikation er-

1) Поруськи совсимъ не гомонили.

2) Морозово.

griff auch die bisher noch intakten Dörfer. Das Volk war nicht mehr an die Scholle gebunden und durfte die Grenzen des Gutes resp. der Gemeinde überschreiten, — natürlicherweise musste hier, wo die Bildungs- oder richtiger die Unbildungsstufe bei beiden Völkern die gleiche war, von der Minorität die Sprache der Majorität angenommen werden.

Den Tod der Sprache beschleunigten besonders auch die Mischehen, und deren Zahl wuchs mit der Freiheit bedeutend. In vielen Dörfern, wo es während der Leibeigenschaft nur estnische Frauen gab, finden wir jetzt keine einzige mehr; die Mädchen sind in russische Dörfer verheiratet worden, und ebendahin gingen die Männer auf die Freie. Oft sehen wir, dass die erste, während der Leibeigenschaft heimgeführte Frau eines Mannes Estin war, die zweite aber (nach 1861) — Russin. Der Grund, warum die Esten so sehr zu den Russen hinneigten, ist gewiss teils aus dem Seelenleben zu suchen: ganze Geschlechter von Männern waren gezwungen gewesen innerhalb der Gutsgrenzen sich eine Frau auszuwählen, oder, was noch schlimmer, sich vom Gutsbesitzer eine auswählen zu lassen, — jetzt war diesem unangenehmen Zwange ein Ende gemacht: das Volk benutzte seine Freiheit und fuhr, infolge einer sehr zu verstehenden Reaktion, in die Ferne auf die Freie. So gerieten die Esten fast nur in russische Dörfer, — die Zahl der eigenen war zu unbedeutend — und die Russen führten u. a. auch Estinnen heim.

Eine bedeutende Rolle bei der Lettisierung der Ludzener Esten spielten die kirchlichen Verhältnisse¹⁾. Das Lettische wurde als Predigtsprache gebraucht, das Estnische nicht; die Folge war, dass man die Muttersprache als minderwertig anfang zu verachten. Im Leben der Krasnyjer Esten hatte die griechisch-katholische Kirche lange Zeiten hindurch nur eine geringe Bedeutung, denn sie verehrten ihre alten „Landesgötter“ und standen der herrschenden Kirche ziemlich fremd gegenüber. Auch später, als der Este die Schwelle der russischen Kirche überschritt, konnte es eine ähnliche Vergleichung und eine aus dieser folgende Verachtung der Muttersprache, wie bei den Ludzenern, hier kaum geben, denn die griechisch-katholische Kirche predigte auch im Russischen

1) Meine „Achtzig Märchen der Ljutziner Esten“ p. 96.

nicht oder selten, und das Slavonische war dem Russen nicht viel verständlicher, als dem Esten.

Andererseits hätte die Kirche viel zur Erhaltung der Sprache beitragen können, wenn sie nämlich dem Volke Gottesdienste in des Volkes Sprache gehalten hätte. Doch daran hat man kaum gedacht. Die Priester verstanden nicht die Sprache der Gemeinde. Nur einem habe man sein Herz „so recht im Estnischen“ ausschütten können. Es war der Priester Iwan Muraweiskij (gestorben vor einigen 15 Jahren). Er war entweder Setukese oder in Setukesien aufgewachsen und beherrschte das hiesige Idiom. Das Volk denkt an ihn mit dankbarem Herzen. Wenn ähnliche Sprachkundige früher erschienen wären, die Lehren der christlichen Kirche wären hier gewiss tiefer eingedrungen, als sie es jetzt sind.

Fragt man das Volk selbst, warum sie ihre Muttersprache aufgegeben haben, so ist die gewöhnliche Antwort: „Die Zahl der Esten schmolz zusammen, mit wem sollten wir sprechen!“ Eine ähnliche Verachtung der Sprache, wie ich sie bei den Ludzenern bemerkte, gibt es hier nicht. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass hier die Zeit des Kampfes schon vorbei ist, während im Ludzenschen das Estnische und Lettische in manchen Dörfern noch um den Vorrang stritten.

Ebensowenig, wie man die ursprüngliche Muttersprache verachtet, hält man an ihr fest. Wo das Volk länger das Estnische gebrauchte, geschah es nicht infolge einer besonderen Liebe zur Muttersprache, sondern weil es nicht nötig war dieselbe beiseite zu lassen. Wohl bedauerte so mancher, dass die früheren Gebräuche verschwunden waren, die Landesgötter nicht mehr verehrt wurden, — der Sprache habe ich nicht Tränen nachweinen sehen; es sei denn, dass man gerne erzählte, wie die früheren, estnisch sprechenden Geschlechter in Setukesien liebe Gäste gewesen seien, während jetzt dort das Russische kaum zum Nachtlager verhelfe u. ä.

Die Gefühle des Volkes lassen sich verstehen: an Stelle der alten Gebräuche und Landesgötter ist wenig Neues getreten, während die Sprache durch das Russische zur Genüge ersetzt worden ist.

Ein selbstbewusstes Festhalten an der Muttersprache ist

als Frucht des Nationalgefühls anzusehen; auf einer so niedrigen Bildungsstufe, wie hier, fehlt es sowohl beim Esten, als beim Russen. Nationalgefühl — d. h. ein Gefühl, welches Pflichten auferlegt und zu positiver Arbeit antreibt — lässt sich hier nicht erwarten, natürlich aber unterscheidet man die einzelnen Nationen. Der Russe und der Este leben in recht guter Nachbarschaft; Hass oder Verachtung wegen der Nationalität fällt nicht in die Augen. Hat der Russe über den Durst getrunken, dann schimpft er vielleicht einmal: „Ахъ ты чухна!“¹⁾. Doch zu demselben Gebrauche dient ihm „Старовѣръ“²⁾, und hier gibt es keinen nationalen Unterschied.

Auch über den Esten kann ausnahmsweise der Geist der Kritik kommen, und dann zieht er den Stammesgenossen natürlich dem Fremden vor. Ein Vater lobte seine älteren, estnisch sprechenden Söhne als tüchtige Arbeiter; von den jüngeren liesse sich nicht viel Gutes erwarten, denn „das sind mir die reinen Russen“.

4. Ort, Zeit, Grund der Einwanderung.

Am sichersten lässt sich wohl die erste Frage beantworten. Indigen können die Esten hier nicht sein, dagegen sprechen ihre Überlieferungen. „Wir sind hierher getrieben worden“, — hörte ich öfter sagen. Auch das Mutterland wird noch angegeben. „Aus dem Petschurschen sind wir hierher getrieben worden“, „Aus dem Petschurschen kam das Volk hierher“ — lautet die Antwort, wenn man nach der früheren Heimat fragt. Das Volk unterscheidet die Setukesen und die weiter nach Westen lebenden Esten: die ersteren werden als verwandt angesehen, die letzteren nicht.

Die Verbindung mit der Heimat ist, so weit die Erinnerung des Volkes zurückreicht, nie vollständig abgebrochen worden.

Ein Gutsbesitzer, Plön, hatte hier, in der Nähe von Pleskau und in Setukesien Güter; auf dem Gute bei Pleskau, Siglitsa³⁾, seien die hiesigen Esten bei der Arbeit mit den

1) Чухна = volkstümlicher Name für „Este“, ohne jeden verächtlichen Beigeschmack.

2) Altgläubiger.

3) „Einleitendes“ 19.

Setukesen zusammengetroffen. Auch weiss man, in früheren Zeiten habe der Gutsbesitzer hierher aus der alten Heimat Bräute eingeführt. So stammt in Mõisa die Schwiegermutter einer 84-jährigen Frau aus der Nähe des Klosters Petschur, in Ivatsova die Schwiegermutter einer 62-jährigen Frau aus Siglitsa. Man habe weiter, wenn auch selten, in Setukesien Verwandte besucht und ins Kloster Petschur Betfahrten gemacht. Noch jetzt sieht man hier in jedem Frühling setukesische Fischhändler.

Ausser den direkten Erinnerungen gibt es auch noch andere Hinweise auf die alte Heimat. In die erste Reihe wage ich nicht die Sprache zu setzen, trotzdem sie mit der setukesischen Mundart übereinstimmt, denn letztere reicht auch nach Livland hinüber, in älteren Zeiten vielleicht noch weiter, als jetzt. Schenkt der Himmel uns einmal eine estnische historische Grammatik, dann lässt sich die Krasnyjer Mundart vielleicht als gewichtigerer Beweis verwerten. Die Namen der Ortschaften, besonders die der Dörfer, könnten als Wegweiser dienen, doch die Möglichkeit der Vergleichung fehlt, denn die estnischen Ortsnamen sind bis jetzt nur teilweise aufgezeichnet worden. Wichtig ist, dass sich weder bei den Krasnyjern noch bei den Setukesen ständige Namen von Gehöften gebildet haben, wie sie bei den übrigen Esten gebräuchlich sind; beide benennen ihre Gehöfte nach dem jeweiligen Besitzer. Auch mag erwähnt werden, dass die Kleidermode bei beiden durchaus übereinstimmte.

Noch ein Umstand liesse sich anführen. Die Ludzener wussten, es habe in alten Zeiten estnische geistliche Lieder gegeben, und konnten noch einige Zeilen anführen¹⁾, während den Krasnyjern Erinnerungen, dass die Gemeinde jemals in der Kirche gesungen habe, durchaus fremd waren. „Sie brummen wie die Wespen“, — lachten frühere Soldaten, die in Reval lutherischen Kirchengesang gehört hatten. Auch behauptete man, der Gottesdienst sei immer im Russischen gehalten worden. Als Erklärung dessen dürfen wir wohl annehmen, dass das Volk aus Setukesien kam, wo Kirchengesang (von der Gemeinde ausgeführt) und das Estnische als gottesdienstliche Sprache gleich unbekannt waren.

1) Mein „Lutsi Maarahvas“ p. 57.

Schwieriger lässt sich entscheiden, wann die Einwanderer ihre ursprüngliche Heimat verliessen. Blicken wir aus der Vergangenheit vorwärts, dann lässt sich behaupten, dass die Krasnyer einige Jahrhunderte nach Ankunft der Deutschen noch in der Umgebung von Petschur lebten. Wie wir unten genauer sehen, sind sie mit römisch-katholischen Heiligen bekannt und erfüllten Gebräuche, deren Wurzeln in dieser Glaubensform zu suchen sind. Auch nennen sie, nach dem Vorbilde der livländischen Esten, den Erdboden, wenn sie sich ehrerbietig ausdrücken wollen, „Marienland“, — das Land resp. der Boden der heiligen Maria ¹⁾. Religiöse Gebräuche und ähnliche Redewendungen werden nicht im Verlaufe von Jahrzehnten bekannt.

Vielleicht dürfen wir noch einen, wenn auch schüchternen Schritt vorwärts machen. Vergleichen wir eine genaue Karte der Ortschaft ²⁾, dann bemerken wir, dass eine grosse Menge estnischer Dörfer sich zu beiden Seiten des Weges befindet, der aus dem Flecken Krasnyj nach Opotschka führt. Der Weg verläuft ziemlich gerade zwischen den genannten Ortschaften und war wohl bestimmt gerade um Krasnyj und Opotschka zu verbinden, d. h. er konnte vor Gründung derselben nicht vorhanden sein. Somit wären die Dörfer an den Weg, d. h. zugleich: nach Anlegung desselben gebaut worden, nicht umgekehrt, dass der Weg die schon vorhandenen Dörfer hätte verbinden sollen.

Die Festung Krasnyj stammt aus dem Jahre 1464, Opotschka — 1412, somit wären die Dörfer nach 1464 entstanden. Unser Beweis hinkt aber, denn an der Stelle der Festung Opotschka stand früher ein Dorf gleichen Namens ³⁾, und dasselbe könnte mit Krasnyj der Fall sein: natürlich konnten auch diese Dörfer schon durch einen Weg verbunden sein. Ist unser Beweis vielleicht richtig, dann ist damit noch nicht gesagt, dass hier mit Anlegung der Dörfer Esten lebten, — die ersten Bewohner der Dörfer konnten auch Russen sein — sondern nur, dass es hier vor der Gründung Krasnyjs keine Dörfer, also auch keine estnischen Ansiedler gab.

1) Über die Benennung vgl. R. Hausmann: Sitzungsberichte der Gel. Estn. Ges. 1899 p. 109.

2) Z. B. am Schlusse meines „Kraasna Maarahvas“.

3) Памятная книжка Псковской губернии на 1897 годъ. Pleskau 1897 p. 228.

Weitere Schritte der Gegenwart zu können wir nicht mehr machen, denn die Spuren verlassen uns. Versuchen wir es umgekehrt, wie weit unser Auge rückwärts schauend ins Dunkel der Vergangenheit einzudringen vermag.

Vor allem befragen wir die etwaigen offiziellen Dokumente.

Die estnischen Dörfer gehörten zur Zeit der Leibeigenschaft verschiedenen Gütern. Ich habe die Besitzer einiger Güter befragt, habe auch in Archiven gesucht, wo solche vorhanden waren, — doch die Resultate entsprachen der aufgewandten Mühe durchaus nicht. Die Besitzer der Güter haben oft gewechselt, die früheren Karten und Dokumente sind verloren gegangen. Die älteste Karte fand ich im Archiv des Gutes Jakushowo und ersah aus dieser, dass die Dörfer Kāpā, Tsesneva und Gorbunowa schon 1782 vorhanden waren. Das Gedächtnis des Volkes führt uns weiter zurück.

Ebensowenig boten die Archive der Gouvernementsverwaltung in Pleskau; ich wage nicht zu behaupten, dass da nichts vorhanden wäre, nur haben die Beamten des Archivs und ich nichts Wichtigeres oder Älteres gefunden: die Papiere lassen sich schwer benutzen, denn eine Inhaltsangabe fehlt, ebenso eine durchgeführte Anordnung.

Das älteste offizielle Dokument über die hiesigen estnischen Dörfer wird im Moskauer Archiv des Justizministeriums¹⁾ aufbewahrt. Es reicht von 7132—7135, nach unserer Zeitrechnung also von 1624—1627. Mit dem Namen „Dorf“ wird hier nur Shagirjowa²⁾ bezeichnet; ausserdem hören wir von den „Wildnissen“³⁾ Issajewa⁴⁾, Tsertseva⁵⁾ und Sorokina⁶⁾.

Auch dieses Dokument bringt uns nicht viel weiter. Nur vier Namen finden wir hier; von diesen ist Sorokina zweifelhaft, denn in der betreffenden Bauergemeinde gibt es zwei Dörfer dieses Namens — ein russisches und ein estnisches; von welchem hier die Rede ist, lässt sich schwer ent-

1) Московскій Архивъ Министерства Юстиціи, Плсцовая книга по Опочкѣ № 1066 л. 168, 179, 180, 181, 259, 266. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelang es mir durch Dr. A. Nuths freundliche Vermittelung die nötigen Kopien zu erhalten.

2) Жегарева.

3) Пустошь.

4) Исаево.

5) Чернцово.

6) Сорокино.

scheiden. Issajewa und Tsertseva gehen unter dem Namen „Wildnis“, d. h. unbebaute, verlassene Landstücke; möglicherweise lebten dort früher Menschen, zur Zeit aber, als das Dokument aufgesetzt wurde, gab es dort keine Bewohner.

Es bleibt noch Shagirjowa; ausdrücklich wird hervorgehoben, dieses Dorf sei in den „älteren“ Dokumenten — aus welcher Zeit stammen diese? — nicht vorhanden. Das Dorf konnte natürlich lange schon angelegt worden sein, doch in die offiziellen Papiere hatte man es nicht aufgenommen.

Ob es andere estnische Dörfer zwischen 1624 und 1627 gab, wird nicht erwähnt. Ebensowenig hören wir, ob in Shagirjowa Esten oder Russen lebten. Das Dokument sagt uns nur: Es gibt ein kleines Dorf namens Shagirjowa (zwei Wirte, ein Lostreiber); in Issajewa und Tsertseva hat vielleicht früher jemand gelebt, doch zwischen 1624 und 1627 sind die Felder hier unbebaut, teilweise mit Wald bewachsen.

Dokumente haben uns nicht weitergeholfen, fragen wir noch, was das Volk selbst über die Zeit seiner Einwanderung zu erzählen weiss.

Die ungefähre Gründungszeit einiger Dörfer ist noch bekannt. In der Gemeinde Pokrowskaja finden wir drei Dörfer: Kraine, Seeverikova und Selnika. Das letztgenannte Dorf ist von Hani aus (Gemeinde Krasnyj) vor etwa hundert Jahren angelegt worden, — Kraine und Seeverikova seien älter, als Selnika, doch hätten sie ihre Entstehung jedenfalls auch Auswanderern aus der Krasnyjer Gemeinde zu verdanken.

Weiter erinnert man sich im Dorfe Naha, das Volk habe sich hier mitten im Walde niedergelassen (wann?), und dass Tsertseva und Rumuli vor etwa 80—100 Jahren ein Dorf gebildet hätten. Tsertseva sei in dichten Wald, an seine jetzige Stelle, übergeführt worden. Oben lasen wir den Namen Tsertsevas im Dokumente von 1624; ein Widerspruch braucht hier nicht vorhanden zu sein: dem Volke wurde eine „Wildnis“, wo schon 1624 Wald wuchs, als Ansiedelungsort angewiesen, im Verlaufe von etwa 150 Jahren konnte hier schon ein stattlicher Wald rauschen.

Alle diese Erinnerungen gingen über die Grenzen der Krasnyjer Gegend nicht hinaus; es gibt andere, die in die

alte Heimat zurückweisen. In Sülättivä erzählte man, die Dörfer Ivatsova, Sülättivä, Seipolo, Paraskova und Mōisa hätten einen gemeinsamen Stammvater. Der Eigentümer dieser Dörfer, Paljtschikow, habe bei Petschur zwei Güter, Golina ¹⁾ und Stanki ²⁾ besessen. „Von dort wurde eine Familie hierher getrieben, und von dieser einen entstanden im Laufe der Zeiten 36 Familien“. Dasselbe hörte ich auch in anderen Dörfern; als Heimat wurde in einigen Paljtschikows Gut bei Pleskau, Siglitsa ³⁾, angegeben. „Wir waren Leibeigene, Paljtschikow führte uns hierher.“

So viel ist an diesen Erinnerungen richtig, dass das Volk aus dem Petschurschen kam oder herübergeführt wurde: wann das geschah, bleibt unsicher. Paljtschikow, der Besitzer von Stanki, wurde vom Volke als derjenige bezeichnet, der sie herübergeführt habe. Das konnte nur Pjotr Andrejewitsch P. sein: seine Erbin, Frau A. Gembitz ⁴⁾, der ich die betreffenden Nachrichten verdanke, nennt ihn ihren Grossvater: er könnte also — Frau A. Gembitz ist eine Dame in vorgerücktem Alter — etwa ums Jahr 1750 gelebt haben. Wurde das Volk um diese Zeit hierher geführt, so müsste man wenigstens in einigen Familien sich noch erinnern, dass der Grossvater oder Urgrossvater hierher eingewandert sei. Solche Erinnerungen fehlen aber. Wenn durch Paljtschikows Vermittelung hierher Esten herübergeführt wurden, so waren das wahrscheinlich einzelne junge Mädchen aus dem Petschurschen, die, wie wir oben hörten, hiesigen Leibeigenen zu Frauen bestimmt wurden. Die obengenannten fünf estnischen Dörfer und das Gut Stanki erhielt P. als Mitgift seiner Frau, der Tochter eines Barons Dietz ⁵⁾. Golina gehörte der Familie Paljtschikow schon früher.

Soviel sehen wir: eine und dieselbe Familie — ob sie nun Dietz oder anders hiess — besass Güter bei Petschur und bei Krasnyj; gewiss konnte diese Familie hierher Leibeigene aus dem Petschurschen herüberführen.

Oben hörten wir, dass Familienerinnerungen, wann die

1) Etwa 10 Werst von Petschur nach Osten.

2) In der Mitte zwischen Pleskau und Isborsk.

3) Cf. „Einleitendes“ 19.

4) Hembitz?

5) Дитцъ.

Vorväter hier einwanderten, durchaus fehlen. In Rumuli befragte ich einen 90-jährigen Mann: schon sein Grossvater hatte sich nicht mehr der Zeit der Einwanderung erinnert, — und das führt uns wenigstens 200 Jahre zurück.

Dieses Fehlen von Erinnerungen könnte uns vielleicht noch weiter zurückführen. Die Ludzener konnten die Zeit ihrer Einwanderung nach Geschlechtern bestimmen und nach Vorfahren, welche die frühere Heimat verlassen hatten¹⁾. Die Zeit ihrer Auswanderung war die Mitte des 17. Jahrhunderts; im Krasnyjschen dürfen wir wohl diese Zeit noch um einiges weiterrücken und behaupten, dass das Volk wenigstens schon im Anfange des 17. Jahrhunderts hier ansässig war, wenn nicht schon früher.

Eine, wenn auch schwache Stütze für diese Behauptung bildet das Fehlen eines Wortes. „Rootsi“, „Rootsimaa“²⁾, womit z. B. die Ludzener ihre frühere Heimat, Livland, bezeichnen, fehlt hier durchaus. Das Wort könnte allerdings mit der Zeit vergessen worden sein, wenn auch gebrauchte Worte nicht leicht verschwinden; den entsprechenden Begriff (Livland) besitzen die Krasnyjer Esten, bezeichnen ihn aber — nach dem Russischen — mit dem Worte Ливенія. Natürlicher ist es anzunehmen, dass das Wort „Rootsi“ als Bezeichnung Livlands nicht vergessen wurde, sondern dass das Volk es gar nicht gekannt hat, folglich wohl vor 1629, als Livland offiziell Schweden einverleibt wurde, das Mutterland verliess.

Einen zuverlässigeren Beweis, dass die Auswanderer etwa 300 Jahre in der neuen Heimat ansässig sind, schöpfen wir aus dem Gedächtnis des Volkes. Familienerinnerungen sind verschwunden, aber eine allgemeine Überlieferung lebt noch und zwar fast in jedem Dorfe; diese erzählt, das Volk sei hier ansässig „seit der Zeit, als die Kämpfe mit den Litauern stattfanden“.

Wo gekämpft wurde, darüber gehen die Behauptungen nicht gerade auseinander, doch sind sie nicht alle gleich fest. Teils meinte man, die Kämpfe hätten „in Pleskau“ stattgefunden; andere schwankten zwischen der Umgebung von Petschur und der von Krasnyj; die allgemeinste und festeste

1) Cf. meine „Achtzig Märchen der Ljutziner Esten“ p. 102.

2) Schweden.

Überlieferung war, die Litauer hätten die Bewohner der Umgebung von Krasnyj niedergemetzelt, drauf seien die Esten aus dem Petschurschen hierher als neue Ansiedler herübergetrieben worden resp. herübergekommen ¹⁾).

Die obenerwähnte Bestimmung „in Pleskau“ ²⁾ muss wohl als „im Pleskauschen“ verstanden werden, denn Kämpfe in oder bei der Stadt Pleskau hätten kaum eine Einwanderung von Esten aus der Umgebung von Petschur in die von Krasnyj zur Folge gehabt.

Litauer (und Polen) haben so oft bei Petschur und Krasnyj gekämpft, dass die Erinnerung des Volkes natürlich nicht auf einen bestimmten Kampf zurückgehen kann. Soviel aber könnten wir annehmen: die Einwanderung geschah zu einer Zeit, die grösseren Kämpfen folgte; diese Kämpfe müssten also wenigstens während des letzten — wenn nicht eines früheren — litauisch-polnischen Kriegszuges stattgefunden haben; in Friedenszeiten konnte sich eine solche Ueberlieferung kaum bilden.

Eine andere Frage ist, wo gekämpft wurde, bei Petschur oder bei Krasnyj. Einen grösseren Zeitunterschied würde das nicht bedeuten: die Litauer unternahmen den letzten Kriegszug gegen Petschur im Jahre 1634 ³⁾, und Krasnyj wird eine Beute der Polen im Jahre 1611. Was die Beantwortung der Frage anbetrifft, so ist es durchaus unwahrscheinlich, dass im Gedächtnis des Volkes ein Kampf bei Petschur weiterlebt; direkt hat niemand auf Petschur hingewiesen, man schwankte nur, „ob der Kampf bei Krasnyj oder bei Petschur stattgefunden habe“.

Innere Gründe zwingen uns von Petschur abzusehen. Sagen wir es umgekehrt: es wurde bei Petschur gekämpft und das Volk floh in die Umgebung von Krasnyj; hier musste sich also viel unbebautes Land vorfinden, wo Gehöfte und Dörfer angelegt werden konnten. Das ist möglich. Doch ein Umstand ruft Zweifel hervor: die hiesigen estnischen Gehöfte und Dörfer sind alle genau nach demselben Plane angelegt, wie die der umwohnenden Russen. Es wäre nun nicht leicht

1) Литва здѣсь выбила народъ, потомъ и мы были перегнаты изъ Печоръ.

2) Литва воевала во Псковъ.

3) Первоклассный Псково-Печерскій монастырь, Ostrow 1893 p. 48.

zu begründen, warum einwandernde Setukesen, wenn sie in der neuen Heimat — wohl mitten im Walde, weit von den russischen Dörfern — unter Dach kommen wollten, auf einmal von der seit Generationen bekannten Bauart der Väter abgesehen hätten und die russische angenommen.

Viel richtiger ist es dem Gros des Volkes Recht zu geben: „Die Litauer hatten hier die Einwohner niedergemacht, wir kamen an ihre Stelle“. Jetzt können wir auch den Ursprung der russischen Bauart erklären: die Esten siedelten sich in russischen Dörfern an, wo noch Häuser oder wenigstens deren Ruinen vorhanden waren. Hier war es schwer eine neue Bauart zur Geltung zu bringen. Wuchsen späterhin, wie wir oben hörten, aus den ersten Ansiedelungen neue hervor: diese wurden natürlich auch nach russischem Plane angelegt, denn dieser war jetzt bekannt geworden.

Es liegt die grösste Wahrscheinlichkeit vor, dass die Esten hier in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einwanderten. In der Mitte dieses Jahrhunderts belagerten die Litauer etliche Mal die Festung Krasnyj: im Jahre 1557, 1558, 1559, 1563: dass sie die Umgebung (die Gemeinde Krasnyj) geschont hätten, ist nicht anzunehmen; besonders heben die Chroniken in dieser Beziehung das Jahr 1566 hervor: dann sei die ganze Gemeinde Krasnyj von den Litauern verwüstet worden. Späterhin hören wir noch, dass Stefan Batorij im Jahre 1582 die Festung Krasnyj einnahm, sie aber den Russen wieder zurückgab. Noch einmal, im Jahre 1611, fällt Krasnyj in die Hände der Polen, doch seit 1634 ist der Russe hier unbestrittener Gebieter ¹⁾.

Dass auch 1611 die umwohnenden Bauern niedergemacht worden wären, davon wissen die Chroniken nichts zu berichten; die letzten grossen Metzeleien waren hier also im Jahre 1566 oder möglicherweise auch 1582 ²⁾.

Die estnischen Ansiedler erzählen, sie hätten sich hier nach Krieg und Verwüstung niedergelassen: von etwaigen Metzeleien, die nach der Ansiedelung hier stattgefunden hätten, schweigt die lokale Überlieferung durchaus.

Rekapitulieren wir das Vorgebrachte: möglich schien

1) Памятная книжка Псковской губернии за 1897 годъ р. 230.

2) Чечулинъ: Города Моск. Госуд. въ XVI вѣкѣ St. Petersburg 1889 р. 81.

es, dass es hier vor der Gründung von Krasnyj (1464) keine Dörfer gab; andererseits nahmen wir an, weil diesbezügliche Familientraditionen und das Wort „Rootsi“ fehlten, dass das Volk vor etwa 300 Jahren, wenigstens aber vor dem Beginne der schwedischen Herrschaft in Livland sich hier niedergelassen haben müsse. Fügen wir noch hinzu, dass die Einwanderer hierher nach grösseren Metzeleien kamen, und dass hier später keine Kämpfe stattgefunden haben, so könnte es mindestens sehr wahrscheinlich sein, dass die Esten hier seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ansässig sind.

Fragen wir schliesslich noch, warum die alte Heimat verlassen wurde, dann haben wir die Antwort teilweise schon erhalten: hier gab es leere Dörfer, im Petschurschen lebte das Volk dichter zusammen, von dort kamen Ackerbauer in das Krasnyjsche.

Wurden sie „herübergetrieben“, kamen sie freiwillig? Das Volk erzählt so und anders. Beides kann richtig sein. Möglich ist, dass einige Eigentümer, die hier und zugleich im Petschurschen Güter besaßen, Arbeiter herüberführten. Andere mögen in der Hoffnung auf leichteres Leben hierher geflohen sein, als sie hörten, hier gebe es unbebautes Land.

So erzählte man in Selnika, das Leben „hinter Pleskau“ sei sehr schwer gewesen; von dort seien Bauern entflohen und hätten sich „bei hiesigen Herren anschreiben lassen“ ¹⁾. Von letzteren wurden sie wohl als willkommene Arbeitskraft mit offenen Armen empfangen, und im Anfange hatten sie es gewiss leichter, als in der alten Heimat, wo Menschenmaterial weniger gesucht war.

Allzulange kann diese relative Freiheit nicht gedauert haben, bald wurden auch hier die Zügel der Leibeigenschaft straffer angezogen. In besonders schlechter Erinnerung sind die Zeiten Katharinas, — gemeint ist wohl Katharina II; dann sei der Zustand der Leibeigenen besonders bitter geworden. „Möge sie im Teer brennen!“ — hörte ich noch jetzt wünschen. Und die Wünsche lassen sich verstehen:

1) Приписывались къ здѣшнимъ господамъ.

die Wunden, welche die Leibeigenschaft geschlagen, sind noch nicht völlig vernarbt. Es leben Erinnerungen, wie die Menschen gepeitscht wurden, gegen Hunde umgetauscht u. s. w.¹⁾.

Die Freiheit brach hier im Jahre 1861 an, für einige Dörfer — z. B. Tammö, wo das Volk nach dem Tode des Besitzers von den Erben befreit wurde — schon früher.

Seufzend gedenkt das Volk der vergangenen Zeiten, doch zugleich atmet es erleichtert auf, denn alles ist vorbei, wie ein böser Traum. „Viele Herren gab es, aber jetzt sind sie verschwunden, jetzt versteht allmählich schon jedermann zu arbeiten“.

5. Erfahrungen beim Sammeln von Volksüberlieferungen.

Ob die Menschheit noch anderswo so gut vor allen Heimsuchungen durch Folkloristen geschützt ist, wie es die Krasnyjer Esten sind, daran möchte ich zweifeln. Jedenfalls kostete es mich viel Mühe und Bittschriften, ehe ich mich vor die letzte enge Pforte, das Gemeindehaus zu Krasnyj, durchgekämpft hatte. Hier begegnete man mir anfangs mit Misstrauen, — der Gouverneur befand sich gerade auf einer Revisionsfahrt, und ich war natürlich ein vorausgeschickter spionierender Beamter — später aber desto zuvorkommender.

Den freundlichen Vorschlag, alle estnisch Sprechenden ins Gemeindehaus zu zitieren, konnte ich aus leicht verständlichen Gründen nicht annehmen; ebensowenig nahm ich die Zeit des Gemeindeältesten in Anspruch, der mich in die Dörfer begleiten wollte, damit das Volk mir kein Leid antue, wie er es erklärte; um zu sehen, welches meine Absichten sind, wie ich es verstand.

Die Schwierigkeiten beim Sammeln waren hier ungefähr dieselben, wie bei den Ludzenern²⁾, darum darf ich mich diesesmal wohl kürzer fassen. In einer Beziehung war die Sache leichter: die hiesigen Esten gehören alle zur griechisch-katholischen d. h. zur herrschenden Kirche; infolgedessen hatte ich nicht mit der Befürchtung zu kämpfen, wie bei den

1) So habe der Besitzer des Dorfes Tsesneva einen Hund gegen zwei Menschen eingetauscht.

2) „Achtzig Märchen der Ljutz. Esten p. 109.

Ludzenern, als sei ich gekommen dem Volke den Glauben zu nehmen u. ä. Dafür gab es, wenigstens im Anfange, anderer Art Schwierigkeiten. Das Volk lebt hier ärmlich und kann seine Steuern nur mit grosser Anstrengung bezahlen: in den unschuldigsten Fragen wittert man Vorbereitungen zu neuen Abgaben. In alten Zeiten sind vielleicht einzelne zwangsweise in anderen Gegenden angesiedelt worden, folglich: „er bringt uns weg“. Im Gespräche mit Beamten heisst es vorsichtig sein und „seinem Munde einen Zaum anlegen“: ich war natürlicherweise ein Beamter, sonst hätte mich doch nicht „der Gouverneur ausgeschickt“. Einzelne kommen auch mit Klagen, sie hätten wenig Land, ihr Leben sei schwer und mühevoll, und erhoffen von mir Hilfe und Veränderung ihrer Lage.

Die Wurzeln des Aberglaubens gehen hier tief, den Fremden betrachtet man misstrauisch. Ich war in der Anschauung des Volkes bald zum Zauberer avanciert: „hütet euch vor dem Manne, er verbreitet Seuchen, kann euch eine Krankheit anzaubern, anblasen“ u. s. w. Dass die Verehrer der alten Landesgötter zu einer besonderen Art von Hochverrätern gestempelt waren und das Volk daher von den früheren Gebräuchen ungern sprach, davon weiter unten.

Allmählich schwindet das Misstrauen, das Volk sieht ein, dass ich nichts Böses im Schilde führe. „Wegbringen wird er uns kaum; er spricht ja fast nur mit älteren Leuten und wo soll er diese hinstecken! nicht einmal Seife kann er aus ihnen kochen, — sind zu mager.“ In den Augen der Kinder hatte ich anfangs die Rolle von einem ins Krasnyjsche übersetzten Hannibal ante portas gespielt, — jetzt grüssen sie schon und nennen mich „Onkel“; ich glaube sehr, ihre Sinnesänderung stand mit den Süssigkeiten, die sich in des „Onkels“ verschiedenen Taschen fanden, durchaus in ursächlichem Zusammenhang. Doch bald wagen es auch die Alten sich in ein Gespräch einzulassen, und in Krasnyj höre ich schon von weitem mir entgegenrufen: „Gesundheit¹⁾, Landsmann!“ „Warum sollte man nicht einen Plausch machen? ein Herr ist er wohl, doch ein fein guter“; und ein altes Mütterchen, deren etwas ausgedehnte Biographie ich mit vorbildlicher

1) Grussformel.

Geduld und Teilnahme anhörte, erklärte, ich sei ihr „teurer als Geld“ und erzählte mir dann unter dem Siegel der grössten Verschwiegenheit, wie sie zu den Landesgöttern gebetet habe.

Das Misstrauen hindert nicht mehr, wohl aber die Neugier. Frage ich nach dem Wege, so gilt als Gegendienst meist die möglichst gründliche Beantwortung von „wo, woher, wohin, warum“ u. s. w. Man geht mit mir bis in die Häuser, um zu sehen, was mein Begehrt ist. Im Hause gibt es nur ein Zimmer, da ist es unmöglich sich zurückzuziehen, und in Gegenwart von anderen wollen die Befragten nicht sprechen. „Die anderen lachen“ — gilt als Grund den Mund überhaupt nicht aufzutun. Einmal drängten sich in einem kleinen Zimmerchen 32 Menschen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Ein anderes Mal weckt mich die Hausfrau früh am Morgen: „Da sind einige Männer aus dem Nachbardorfe, die möchten den Fremden gerne sehen und können nicht länger warten“. Am Abend hatte ich das Nachbardorf passiert und, als ich mich bei Kindern nach dem Wege erkundigte, gesagt, wo ich übernachten werde.

„Warum mag er wohl herumwandern?“ — die Beantwortung dieser Frage verursachte viel Kopferbrechen. Wissenschaftliche Gründe waren natürlich ein unbekannter Begriff. „Eure Sprache verschwindet, die muss jetzt noch schnellstens aufgezeichnet werden“: „Es gibt eine grosse Schule, wo allerlei Sprachen gelehrt werden, da will man auch estnisch lernen.“ Diese Gründe waren begreiflicher.

Natürlich hatte ich ein solches „Amt“, dass ich nolens volens herumziehen musste und das Estnische „protokollieren“. „Er geht nicht freiwillig, er tut es auf Befehl der Krone, er wird dafür bezahlt“ u. s. w. Als ich vollends die Karte dieser Gegend vorwies und nach dieser die Lage der Dörfer und Güter angeben konnte, da war es luce clarius, dass ich „vom König geschickt worden“ bin, denn nicht jedermann werde ein so wichtiger „Schlüssel des Landes“ anvertraut.

Der gute Wille war schliesslich vorhanden mir zu erzählen, wie in alten Zeiten das Leben gewesen war, doch die Quellen der Erinnerung flossen spärlich. Einige Jahrzehnte zurück wäre die Ausbeute eine ungleich ergiebigere gewesen. Jetzt hiess es: „Ja, unser alter Nachbar kannte alle Opfergebräuche

in- und auswendig, — aber er ist vor so und soviel Jahren gestorben“; „Unsere Tante sang verschiedene Hochzeitslieder, aber aufwecken kannst du sie nicht mehr“ u. s. w. Ein Mann, der das Estnische gut gesprochen habe, war seit 30 Jahren stumm, ein anderer Greis sprach so undeutlich, dass die Worte sich nicht verstehen liessen.

Meine beste Quelle, Annö Kiriljevna im Dorfe Mōisa, war 84 Jahre alt. Zu den Landesgöttern hat sie selbst noch gebetet, ihr Bruder ist „Priester“ gewesen. Seit 20 Jahren ist sie blind, ihr Körper war gebrechlich, die Stimme so schwach, dass sich nur in nächster Nähe etwas hören liess; der Geist gesund und rege. Über zehn Jahre lebt sie auf dem Ofen. Hier oben im Reiche des Russes liegend zeichnete ich beim Scheine einer immerfort verlöschenden Blechlampe ihre wertvollen Erinnerungen auf.

6. Landesgötter. Geistliches Leben.

Die Forscher, russische sowohl als deutsche, nehmen ziemlich übereinstimmend an, dass die ersten Begriffe des Christentums und das Christentum selbst zu den Pleskauer Esten von den Nachbarn, den Russen, gelangten¹⁾. Das wäre auch sehr natürlich. Man zieht die Grenzlinie noch weiter und sagt, auch in Liv- und Estland habe, vor Beginn des deutschen Einflusses, teilweise der griechisch-katholische Glaube geherrscht. So habe Jaroslaw der Weise schon im Jahre 1030 in Dorpat russische Kirchen gebaut, und von seinen Nachfolgern seien Missionäre unter die Esten und Letten geschickt worden. Die Russen mussten sich vor den Deutschen zurückziehen; im Jahre 1472 habe man ihrer Macht in Dorpat ein Ende gesetzt, doch schon im folgenden Jahre, 1473, hören wir von einer neuen Stütze der russischen Kirche im Gebiet der Esten, dem Kloster Petschur²⁾.

1) Cf. Г. Трусманъ: Введение христіанства въ Лифляндіи, St. Petersburg 1884 p. 173, 183 und die dort angegebenen Forschungen.

2) Евг. Лебедевъ: Инородческій вопросъ въ Псковской губерніи. Pleskau 1891; [Аполлосъ:] Псково-Печерскій Монастырь. II Ausgabe, Nowgorod 1864; Первоклассный Псково-Печерскій Монастырь. Изд. второе, дополненное при Настоятелѣ Архимандритѣ Иннокентіѣ, Ostrow 1893; Dr. J. Hurt: Über die pleskauer esten oder die sog. setukesen, Helsingfors 1904 u. a.

Von diesem Kloster aus sei der griechisch-katholische Glaube ausgebreitet worden nicht nur unter den Setukesen, sondern auch weiter, z. B. in Neuhausen (Wastseliina). Auch sei der geistige Zusammenhang zwischen dem Kloster und den livländischen Esten nie unterbrochen worden¹⁾.

Die heidnischen Setukesen hätten als erste Form des Christentums den griechisch-katholischen Glauben angenommen; als Beweis dafür führt man u. a. an, dass die Setukesen keine römisch-katholische Erinnerung besäßen²⁾.

Wenn man vom Eindringen des Christentums spricht, so müsste man einen Unterschied machen zwischen dem Inhalt des Glaubens, den Glaubensbegriffen, einerseits und seiner äusseren Hülle, seinem Namen, andererseits. Selten verändert sich beides zugleich; meist erhält sich der alte Kern auch in der neuen Umhüllung; so war damit dem Heidentum bei den Esten noch kein Ende gesetzt, wenn sie zum besten der römischen Kirche Zehnten zahlen mussten; und noch heutzutage dienen viele finnische Stämme, die in die Bücher der griechisch-katholischen Kirche eingetragen worden sind, ruhig ihren alten Göttern weiter.

Auch kommt es vor, dass der Name — die äussere Hülle — aus einer Quelle stammt, der Inhalt — die Begriffe — aus einer anderen.

Was die äussere Annahme eines Glaubensbekenntnisses d. h. oft sein gewaltsames Aufdrängen anbetrifft, so suchen wir uns unsere diesbezüglichen Nachrichten meist aus den niedergeschriebenen Dokumenten der Geschichte zusammen. Doch von der Annahme des Glaubensinhalts wissen diese uns oft nicht viel zu erzählen; hier müssen wir es verstehen die ungeschriebenen Bücher des Volkes zu öffnen und in ihnen zu lesen.

Wer die ersten Zeiten des Christentums bei den Esten beschreiben will, dürfte die Erinnerungen der Pleskauer und der Krasnyjer Esten nicht unbeachtet lassen. Als Grenzvolk waren diese am meisten und am frühesten dem russischen Einflusse ausgesetzt und geben uns folglich davon das klarste

1) Трусманъ: Псково-Печерскій Монастырь. Estl. Gouvernements-Zeitung 1888 № ? oder Псковскія Губ. Вѣдомости 1888 № 28.

2) М. Миротворцевъ: Объ эстахъ или полувѣрцахъ Псковской губернии. (Памятная книжка Псковской губ. 1860 р. 45.)

Bild. Letzteres scheint aber nicht dafür zu sprechen, als ob zwischen den beiden Völkern gerade eine lebhafte geistige Verbindung stattgefunden hätte.

Oben wurde behauptet, die Pleskauer Esten besäßen keine römisch-katholischen Erinnerungen; diese Behauptung wird durch die folkloristischen Sammlungen der letzten Jahrzehnte widerlegt. Aus ihnen ersehen wir, dass die Setukesen bei uns dieselbe Aufgabe erfüllten, wie bei den Finnen die griechisch-katholischen Karelrier: sie bewahrten von den Nachbarn herübergekommene römisch-katholische Erinnerungen, während diese bei den Nachbarn selbst unter dem Einfluss der evangelisch-lutherischen Kirche und der von dieser gebrachten Bildung mehr und mehr verblassten.

Einen Schritt weiter bringen uns die aus Setukesien ausgewanderten Krasnyjer Esten. Ihre religiösen Erinnerungen, soweit sie sich mit den jetzigen Hilfsmitteln erklären lassen, scheinen zu bezeugen, dass der Einfluss der römischen Kirche auf die Setukesen früher begann, als der der griechischen, oder wenigstens, dass jener tiefer drang, als dieser. Die geistige Speise der Krasnyjer Esten bildeten lange Zeit hindurch ihre heidnischen Erinnerungen, die in der früheren Heimat (Setukesien) durch römisch-katholische Vorstellungen einen Zuwachs erhalten hatten. Einige der Landesgötter, welche von ihnen verehrt wurden, sind einfach Heilige der römischen Kirche, so Toomas = Thomas, Laberits = Laurentius; einzelne bedeutsame Kalendertage, die ihre Entstehung dem Christentum verdanken, haben sie gemeinsam mit den übrigen Esten.

Teils lässt sich schon an der Form des Namens erkennen, dass der Träger desselben zu ihnen über Livland (von den römisch-katholischen Stammesgenossen) kam, nicht aber von den russischen Nachbarn. So klingt der russische Name Михаилъ im Munde des Krasnyjer Esten: Mihal (Gen. Mihali); den entsprechenden Namen erhielten die livländischen Esten von den Deutschen und formten ihn um zu Mihkel (im Süd-estnischen: Mikhli), Gen. Mikhli. In der Verbindung „Michaelistag“ heisst der Genetiv des Namens nun nicht Mihali, sondern Mikhli, und die beiden Formen werden als verschiedene Namen empfunden.

Ebenso ist es den Namen Thomas, Johannes, Peter ergangen. Als Menschnennamen lauten sie nach den russischen

Formen *Θομα, Иванъ, Петръ* (*Петя*): *Нома, Iva, Peto*; als Namen von Heiligen aber oder Bezeichnungen von Tagen übereinstimmend mit der livländischen Form: *Toomas, Jaani* (*päiv*)¹⁾ und *Piitre* (*päiv*).

Das als ein Beweis vom Einflusse der römischen Kirche auf die Pleskauer (resp. Krasnyjer) Esten; aus dem Inhalte der religiösen Gebräuche müssten andere erfolgen. Die Beantwortung der Frage, wieviel von den religiösen Anschauungen der Pleskauer und Krasnyjer Esten aus dem Heidentume stammt, wieviel die römische resp. griechische Kirche umgeformt oder hinzugesetzt hat, muss der Zukunft überlassen bleiben, wenn sich zur Vergleichung reichlichere mythologische Materialien heranziehen lassen, als jetzt. Die Sache ist wohl verwickelter, als es auf den ersten Anblick scheinen mag, und wir glauben vielleicht die Wurzeln mancher Anschauung, die erst mit den Deutschen ins Land kam, im estnischen Heidentum suchen zu müssen²⁾.

Auch die römische Kirche als solche ging durchaus nicht nach dem Prinzip der „reinlichen Scheidung“, sondern füllte heidnische Namen mit christlichem Inhalt oder bekleidete heidnische Anschauungen mit einem christlichen Mantel: die urheidnische Bezeichnung der Gottheit, jumal, wurde zum Christengott erhoben, während die römischen Heiligen sich — an Stelle irgend eines „goldenen Waldeskönigs“ — im estnischen Opferhain häuslich niederliessen oder wo sie sonst die früheren Gebieter ersetzen konnten. Diese Vermischung von Heidentum und Christentum erschwert die Forschung bedeutend.

Dass christliche Vorstellungen über Livland zu den Setukesen gelangten, ist sicher; auf welchem Wege das geschah und in einem wie grossen Masse, — darauf erwarten wir noch eine Antwort. Meine Absicht war an dieser Stelle nur auf die diesbezügliche Wichtigkeit der Krasnyjer Erinnerungen hinzuweisen. Die Wege können verschieden sein. Dass die römische Kirche Verkünder des Wortes unter die Setukesen geschickt hätte, davon weiss die Geschichte nichts

1) *päiv* = Tag.

2) So weist z. B. K. Krohn (*Finnisch-ugrische Forschungen* I, 3 p. 180 und früher) nach, dass die estnischen Zaubersprüche hauptsächlich auf deutschen (und lettischen) Einfluss zurückzuführen sind.

zu berichten¹⁾. Viele Volkslieder gelangten vom estnischen Strande zu den Setukesen, indem sie von Dorf zu Dorf weitergegeben wurden; auch religiöse Vorstellungen konnten auf diese Weise bekannt werden. Noch liesse sich annehmen, dass livländische Einwanderer nolens volens bei den Setukesen die Rolle von Missionären spielten. Schon früh, hören wir, hätten Livländer in der Umgebung des Klosters Petschur Schutz vor Kriegesnot und Unterdrückung gesucht; so habe das Kloster ihnen im Jahre 1539 Land zur Ansiedelung beschafft²⁾. Noch jetzt gibt es setukesische Familien, die nach eigener Angabe von livländischen Einwanderern abstammen³⁾. Natürlich geben all' die römisch-katholischen Erinnerungen keinen Grund am Zeugnis der Chroniken, dass die heidnischen Setukesen von den Russen getauft worden sind, zu zweifeln.

Die Einwanderer nahmen in die neue Heimat ihre „Landesgötter“ (maajumala') mit. Was wir über diese wissen, war dem Volke — abgesehen vielleicht von einigen späteren Veränderungen — wohl schon bekannt, als die ersten Scharen das Land der Väter verliessen. Wir hören wohl von einzelnen Nachzüglern, und die Verbindung zwischen der alten und der neuen Heimat hat nie ganz aufgehört, doch ist nicht anzunehmen, dass dadurch neue religiöse Gebräuche aufgekommen wären.

Den maajumala' sind einerseits entgegengesetzt ihre

1) Es liegt allerdings die Möglichkeit vor, dass ein Teil der Setukesen vorübergehend zur römisch-katholischen Kirche gehörte; die Grenze zwischen Livland und Russland sei nämlich zur Zeit der Ordensherrschaft in Livland weiter nach Osten gerückt gewesen — bis zum Mittel- und Unterlauf der Pimse (J. Hurt: Über die pleskauer esten oder die sogenannten setukesen. Helsingfors 1904 p. 6; K. von Löwis of Menar: Erläuterungen zu der Karte von Livland im Mittelalter; Reval 1895 p. 7 und Löwis of Menars Karte „Livland im Mittelalter“). Ob hier eine „Predigt des Wortes“ stattfand, lässt sich nicht feststellen; direkt wären auch in diesem Falle die jetzigen Krasnyer mit der römischen Kirche kaum in Berührung getreten, denn sie stammen aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Osten von Setukesien. (Cf. p. 28.)

2) Лебедевъ а. а. О. p. 3; cf. auch Миротворцевъ а. а. О.

3) P. Speeks Beobachtung im Sommer 1901; briefliche Mitteilung.

Konkurrenten und Besieger, „die russischen Götter“. Das Wort „maa“ (Land) hat in dieser Verbindung wohl dieselbe Bedeutung, wie etwa im Worte maarahvas (Landes Volk = Esten); maajumala' wären also die Götter des Landes, im Gegensatz zu fremden, d. h. die estnischen.

Andererseits aber könnte „maa“ (Land, die Erde) einen Gegensatz zum „Himmel“ bilden, und den maajumala' schien man „Himmelsgötter“ gegenüberzustellen. Von Pikene ¹⁾ wenigstens wurde ausdrücklich bemerkt, er lebe im Himmel, sei also kein maajumal. Es liegt nahe maajumal hier als „auf der Erde lebender Gott“ zu verstehen, denn auch Pikene gehört zu den vom Volke verehrten Göttern, kann also nicht einen Gegensatz zu den „estnischen“ Göttern bilden.

Die Landesgötter besitzen teils einen Eigennamen (Toomas, Laberits, Puuslik), teils werden sie nach dem Orte benannt, den sie innehaben, oder nach dem, was ihrem besonderen Schutze anempfohlen ist, so: Gartenvater, Feldvater, Pferddegötter u. s. w.

In Gebeten finden sich noch verschiedene Bezeichnungen wie: Dorfgott, Weisshaar, Graubart u. s. w.; doch lässt es sich schwer entscheiden, ob das Eigennamen sind oder aber Attribute resp. Appositionen.

Das Volk selbst konnte keine Erklärungen geben: die meisten Nachrichten stammen von gebrechlichen Greisen und Greisinnen, die oft nicht im stande waren auf direkte Fragen zu antworten, — sie erzählten, wenn man ihre Erinnerungen weckte. Ausserdem lässt es sich auch hier bemerken, wie gewöhnlich, wo ein Göttergeschlecht im Aussterben begriffen ist: die Machtsphäre und das Tätigkeitsfeld der einzelnen Götter sind nicht mehr streng umgrenzt, — wenn sie es jemals gewesen sind; man verwechselt die verschiedenen Götter, bittet oft den einen um dasselbe, wie den anderen u. s. w.

In der neuen Heimat wies man den mitgenommenen Göttern dieselben Wohnsitze an, die sie in der alten innegehabt hatten: den Vieh- und Pferdestall, eine Ecke im Garten,

1) Cf. Kap. 22.

einen Hügel, einen Baum u. s. w. Hier legte man Opfergaben nieder und betete. Die Opferstellen, besonders die Gartenecke, waren oft auch Fremden, Russen, bekannt, und der vorübergehende Nachbar machte seinen Gefährten mit einem aus Furcht und Spott gemischten Gefühle auf den Ort aufmerksam, „wo die Esten beten“.

Doch die Furcht unter den Fremden schwindet in demselben Masse, wie die Verehrung im Kreise der Volksgenossen: schon findet sich unter den Russen einer und der andere, der über den nötigen Mut und die nötige Roheit verfügt, um die „reine Stelle“ zu besudeln; und der Este hält es für weiser, wenn ein Russe hinzugerät, die Opfergaben zu verstecken, um keinen Grund zu Streit oder Spott zu geben.

Die Opfergebräuche verrichtet in jedem Hause der Hausvater (Wirt), — er ist der „Priester“ seines Hauses. Nur ausnahmsweise tritt die Mutter an seine Stelle. Braucht der Hausvater einen Gehilfen, so wählt er einen Mann, denn nur letzterer ist ein „reiner Mensch“, während die Frau nicht für „rein“ gilt.

Hatte ein Wirt die nötigen Gebete oder Opfergebräuche vergessen, dann wandte er sich an einen älteren Mann, der die Sache verstand, und liess sich von ihm unterweisen oder, öfter, ersetzen.

Der letzte derartige „Priester“ — „mein Vater war eine Art von Priester“¹⁾, drückte sich über ihn sein 70-jähriger Sohn aus — lebte im Dorfe Paraskova und starb vor einigen 40 Jahren. Er stammte aus dem Dorfe Mõisa; hauptsächlich durch seine in demselben Dorfe wohnende 84-jährige jüngere Schwester wurde ich mit den früheren religiösen Anschauungen der Krasnyjer Esten bekannt gemacht.

Im Dorfe Mõisa — hier hat sich die estnische Sprache am längsten erhalten — gab es noch andere „Priester“. So erzählte man in Sülätüvā, in alten Zeiten habe man zu Ostern aus Mõisa ältere Männer kommen lassen, die es verstanden hätten „nach estnischer Art“ zu beten. Geld habe man ihnen nicht gezahlt, man habe ihnen nur zu essen und zu trinken gegeben.

Von den Opfergebräuchen und -gebeten hören wir weiter

1) Мой отецъ былъ въ родѣ попа.

unten genauer. Hier sei erwähnt, dass der Opferpriester „für sich murmelnd“ betete oder aber in singendem Tone, „wie die russischen Priester in der Kirche“.

Die Muttersprache schwand dahin, mit ihr zusammen der Vorfahren Gebräuche, der Einfluss der griechisch-katholischen Kirche machte sich mehr und mehr fühlbar. Man erklärte dem Esten, seine alten Götter taugten nicht und bot ihm neue, bessere an. Dass es der neuen viele gibt, schienen einzelne Leute noch jetzt zu glauben, wenigstens sprachen sie im Plural von „russischen Göttern“.

Dass die neuen Götter auch nützen können, wurde dem eingewanderten Volke mit der Zeit klar, — je mehr, je besser — und es nahm dieselben an, doch nicht an Stelle der alten, sondern zu ihnen hinzu, bis schliesslich die alten Herrscher von den Eindringlingen entthront wurden. Die früheren Götter wurden bei diesem Prozesse — wie es meist zu geschehen pflegt — zu „Teufeln“, „Gehörnten“ u. s. w., doch auch als solche genossen sie noch Verehrung, damit sie nicht schaden sollten. „Wir beteten zu Gott (d. h. dem Christengott), aber „verbeugten uns“ vor dem Gehörnten“¹⁾.

In älteren Zeiten hielten sich die Esten abseits von der griechisch-orthodoxen Kirche; die Gottesdienste besuchten sie nicht, — es sei denn, dass man sie mit Gewalt hintrieb; dessen erinnert sich noch das jetzt lebende Geschlecht. Ebensowenig beobachteten sie die Fasten. Auch späterhin, als die Esten dieser Forderung der Kirche nachkamen, genossen sie doch noch Fleisch, wenn irgend ein „Landesfest“ auf die Fastenzeit fiel, so z. B. am Johanniabend²⁾. Auch am ersten Donnerstag während der „Grossen Fasten“³⁾ habe man Fleisch gegessen; welch' ein Fest dann gefeiert wurde, war nicht mehr bekannt.

Natürlicherweise hörte die Verehrung der Landesgötter nicht überall zu gleicher Zeit auf; den Bewohnern einiger Dörfer ist die geringste Erinnerung an der Vorfahren Glauben entschwunden, in anderen Dörfern finden sich jetzt noch Leute, in deren Herzen „die alte Liebe nicht rostet“, mag auch offiziell alles vorbei sein. Die Glaubensvorstellungen

1) Мы Богу молились, а Нечистому кланялись.

2) Cf. Kap. 24.

3) Sieben Wochen vor Ostern.

schwanden mehr oder weniger parallel mit der Sprache; wie diese sich in einigen Dörfern eine längere Zeit hielt, in anderen eine kürzere, davon hörten wir oben ¹⁾).

In Piirova hat ein 85-jähriger Mann nur noch eine dunkle Erinnerung, dass sein Vater einen Opferplatz in der Gartenecke verwaltet habe; im Dorfe Kāpā existierte dieser Platz noch vor etwa 15 Jahren. Der 75-jährige Iva Trohimov aus Seipolo und die 72-jährige Ulla Vassiljevna aus Paraskova beteten in der Gartenecke zu den Landesgöttern, als sie von der Trauung kamen ²⁾).

Im Dorfe Mōisa wurden, nach Aussage einer 84-jährigen Frau, die Landesgötter noch ziemlich allgemein verehrt, als sie „ein Mädchen war und das Vieh hütete“. In Sülätüvä erzählte mir ein 70-jähriger Greis, Jehim, er habe als junger Mann öfter in der Nähe des Dorfes unter einer Fichte den heiligen Toomas angebetet. Einmal habe er in der Nähe des Opferplatzes eine Schlange bemerkt. „Wenn sich hier eine Schlange findet, kann der Ort doch nicht heilig sein“, — so habe er kalkuliert, habe ausgespien, sei davongegangen und habe die Landesgötter verlassen. (Der Glaube des Mannes schwankte wohl schon früher, und die Schlange am heiligen Orte diene ihm als gelegener Grund zum Abfall und als Entschuldigung vor sich selbst.)

Derselbe Mann erzählte mir von einem Ereignis, welches der öffentlichen Verehrung der Landesgötter ein Ende machte. „Während des letzten polnischen Aufstandes ³⁾ wurde das Volk nach Krasnyj zusammengerufen; der Gouverneur ermahnte uns und fragte, ob wir dem Kaiser treu sein wollen und ihm helfen, oder Verräter werden, wie die Polen ⁴⁾“. Das Volk warf sich auf die Knie und versprach für den Kaiser Leben und Besitztum dahinzugeben, wenn nötig.“

Darnach habe der Gouverneur den Esten speziell noch ein Wörtlein gesagt. Es sei ihm mitgeteilt worden, — „der Gouverneur las von einem grossen Papier ab“ — unter ihnen fänden sich welche, die bei Büschen und auf Hügeln beten.

1) Kap. 3.

2) Kap. 26.

3) 1861—1864.

4) Die Grenze „Polens“ (d. h. des Gouvernements Witebsk) befindet sich in einer Entfernung von etwa 20 Werst.

Das dürfe nicht geschehen; wer es noch fortsetze, sei ein Verräter.

Die obenerwähnte Mitteilung an den Gouverneur war wohl demselben Geiste entsprungen, der die Esten mit Gewalt in die Kirche trieb und glaubt, Veränderungen im geistigen Leben liessen sich mit Feuer und Schwert durchführen.

Soviel hatte die Drohung des Gouverneurs gewirkt, dass keiner mehr öffentlich „den Kaiser verraten“ wollte. Noch jetzt, nach 40 Jahren, sprach man nicht gerne über die Verehrung der Landesgötter, und wenn überhaupt, dann meist tadelnd und voll Reue „über diese Dummheiten“.

„Wir haben schon alles dem Priester gebeichtet, fühlen uns keiner Schuld mehr bewusst, und die ganze Sache ist uns fremd geworden.“ Aber als ich bekannter wurde und die Leute dahinter kamen, dass ich eigentlich auch „ihr Bruder“, Landsmann, bin, — „unsere Sprache redet er und ein fein freundlicher Herr ist er auch“ — dann „sprang der Deckel vom Herzen“ und die Verehrung der Landesgötter wurde anders beurteilt: „Es war doch gar nicht so schlecht, was wir taten.“ „Wie schade, dass alle alten Gebräuche verschwunden sind!“ „Die alten Götter waren hilfreicher, als die jetzigen.“ „Als wir zu den Landesgöttern beteten, wuchs auch das Korn besser, und vom Feuerschaden wurden unsere Dörfer nicht so oft heimgesucht.“

Die 84-jährige Annõ Kiriljevna aus Mõisa erzählte mir tränenden Auges, wie schwer es ihr seiner Zeit gewesen sei die Landesgötter, die ihr so viel Gutes erwiesen, ungespeist und ungetränkt zu lassen. Doch einmal habe sie einen trostreichen Traum gehabt: „In der Viehhürde waren allerlei Speisen und Getränke niedergelegt, die Götter kamen und sagten: „Ihr glaubt, dass wir jetzt sterben, da ihr uns nichts mehr gebet, — wir haben genug.““

Es lässt sich teilweise verstehen, warum ältere Leute mit ihrem Herzen noch an den Landesgöttern hängen: hier haben sie etwas, das ihr Seelenleben erfüllt, während es der Kirche noch nicht überall gelungen ist an Stelle dessen, das sie ausmerzen will, etwas Neues zu setzen. Die Vorstellungen vom Christentum sind stellenweise noch sehr mangelhaft.

Das mittlere Alter ist mit der Kirche bekannter, und die Priester lobten, die Esten seien ein gläubiges Volk. Wenn

das Lob teilweise damit begründet wurde, dass es unter den Esten keine Altgläubigen gebe, so ist das wohl eine falsche Voraussetzung. Das Nichtvorhandensein von Altgläubigen erklärt sich eher durch geschichtliche Gründe, als durch religiöse. Mehr hat es zu sagen, dass die Fasten von ihnen regelmässig beobachtet werden.

Über die Jugend wurden Klagen laut, sie wollten die Fasten nicht halten. „Wir müssen harte Arbeit tun, wann sollen wir fasten!“

Es ist hier Sitte in entferntere Kirchen gemeinsame Wallfahrten zu unternehmen, die oft mehrere Tage dauern. An diesen Wallfahrten sah ich auch Esten, die ihre Muttersprache noch nicht vergessen hatten, teilnehmen. Es finden sich auch welche, die Wallfahrten ins Kloster Petschur gemacht haben. Eine 72-jährige Frau aus Paraskova war fünf Mal in Petschur gewesen — jedes Mal zu Fuss — und wollte noch dahin zurück, denn da seien „besonders wundertätige Götter“; neben letzteren fand sich in ihrem Herzen ein bequemer Platz auch für die alten Landesgötter.

Vergleichen wir zum Schlusse noch kurz die hiesigen Auswanderer mit den Ludzenern, so sehen wir, was speziell das religiöse Leben anbetrifft, dass der Väter Glaube sich hier länger erhalten hat, als im Ludzenschen, trotz der geringeren Kopffzahl und des früheren Verschwindens der Sprache.

Den Grund müssen wir teils wohl in den kirchlichen Verhältnissen suchen; die Ludzener Esten kamen aus Livland, wo sie wenigstens mit einigen Lehrsätzen des Christentums schon auf direktem Wege bekannt geworden waren; in der neuen Heimat nahm sich ihrer die römisch-katholische Kirche an und arbeitete mit einem solchen Erfolge, dass die heidnischen Anschauungen vergessen wurden. Die Krasnyjer Esten waren, als sie Setukesien verliessen, dem Namen nach wohl griechisch-katholisch, doch Bekanntschaft mit dem Christentum hatten sie wahrscheinlich nur auf Umwegen, unter Vermittelung ihrer römisch-katholischen Nachbarn, gemacht, und auch in der neuen Heimat gewann diese Bekanntschaft nicht an Tiefe. Darum hielt man am Erbe der Väter lange Zeit zähe fest.

Unten hören wir näher vom „alten Glauben“.

7. Opferstelle in der Gartenecke.

In der Gartenecke war eine Stelle, die „reine Stelle“, wo man die Landesgötter mit Gebet und Gaben ehrte. Die Ecke war durch einen niedrigen Holzzaun vom übrigen Garten abgetrennt, so dass die genannte Stelle die Form eines Dreiecks erhielt.

In der Ecke wuchs ein Wacholderbusch; vor dem Busch war ein Kreuz aufgestellt, daneben ein Pfahl — beide wacholdern.

Um den Pfahl wand sich Hopfen, — Hopfen wuchs oft auch ausserhalb der Umzäunung — vor dem Pfahl auf der Erde befanden sich drei Steine; unter diese vergrub der Wirt die Teile der Opferspeise.

Damit wäre alles genannt, was sich überhaupt hier finden liess. Oft aber fehlte das eine oder das andere; so war das Kreuz an vielen Stellen unbekannt, der Wacholderbusch und der Hopfen wuchsen nicht in jeder Ecke. Doch der Pfahl (und wahrscheinlich auch die Steine) gehörten sozusagen zum „eisernen Inventar“ der Stelle, ohne dieselben war sie nicht vollständig.

Als gewöhnliche Opferstelle diente, wie gesagt, die Gartenecke. Nur im Dorfe Kāpā habe sie sich bei einem Wirte mitten im Garten befunden. Auch kam es vor, in demselben Dorfe, dass die Opferstellen zweier Nachbarn aneinandergränzten, nur der Zaun trennte sie.

Nicht ein jedes Gehöft besass eine Opferstelle. So fand sich z. B. in den Dörfern Seipolo und Piirova eine einzige aufs ganze Dorf, im Dorfe Mõisa waren es zwei; in Sü-lättivä und anderen Dörfern besass ein jedes Gehöft seine Opferstelle.

Diese Erscheinung liesse sich vielleicht so erklären, dass die älteren Höfe, welche von den ersten Auswanderern angelegt resp. eingenommen worden waren, alle diese Hauskirche besaßen, während die jüngeren, d. h. die von den Nachkommen der Auswanderer angelegten Höfe, im Mutterhofe die Landesgötter verehrten.

Das Reinhalten der Opferstelle war des Wirtes Sache; liess er es an der nötigen Sorgfalt mangeln, so folgte schwere Strafe, meistens Tod.

Andererseits war nur der Wirt berechtigt die Stelle zu betreten und hier Opfer vorzunehmen. Frauen durften nur

ein Mal im Leben den Fuss hierher setzen, — wenn sie von der Trauung kamen ¹⁾).

Im Dorfe Paraskova, Mõisa und wahrscheinlich auch in andern, hören wir, habe es ältere Männer gegeben, die jüngere, der Opfergebräuche unkundige Männer unterwiesen und für andere Opfer anstellten; natürlich durften diese sich bei der Opferstelle aufhalten. Im Dorfe Piirova — hier besass das ganze Dorf nur eine Opferstelle — „verwaltete“ ein Wirt die Stelle.

Alle anderen — ausser den obengenannten — gingen am besten nach dem Grundsatz: je weiter, je besser. Schon das Nähertreten, sei es auch unbewusster Weise, bedeutete eine Gefahr; und *qui hoc loco cacaverit aut minxerit*, mit oder ohne Absicht, der hatte zwar nicht *duodecim deos iratos*, wie weiland sein unglücklicher römischer Leidensgefährte, wohl aber die Inhaber der Gartenecke; er erkrankte und konnte nur in dem Falle gesund werden, wenn der Wirt für ihn betete.

Gerne erzählte das Volk, wie denjenigen sofortige Strafe traf, der den Ort verunreinigte. Weiter unten zwei solcher Bestrafungen, die mein Gewährsmann „mit eigenen Augen gesehen“ hatte.

Ein vorübergehender Russe zerbricht im Dorfe Piirova das Kreuz auf der Opferstelle und höhnt, er habe „dem estnischen Gotte den Garaus gemacht“. Der Mann geht weiter, doch gelangt er nur bis zur Grenze des Dorfes: da tragen ihn die Füße nicht mehr weiter, er fällt hin, so lang er ist: weder kann er selbst aufstehen, noch können seine Gefährten ihn heben. Man wendet sich an den Mann, unter dessen Aufsicht die Opferstelle steht. (Das war der Vater meines Gewährsmannes.) Er will nicht helfen und schilt; die Gefährten bringen ihm Branntwein, da lässt er sich erweichen. Er geht zum Liegenden, tritt um ihn herum, reisst ihm einige Haare aus, schneidet ihm einiges von den Nägeln ab, murmelt irgend etwas, schliesslich können die Gefährten den Mann aufheben und davontragen; doch nach einem Jahre war er tot.

Ähnliches habe sich im Dorfe Paraskova ereignet. Eine Frau verunreinigte die Opferstelle. Als Strafe folgte, dass die Füße sie nicht mehr weitertrugen. Erst auf die Gebete des Wirtes hin habe sie sich erheben und weitergehen können.

1) Kap. 26.

8. Andere Opferstellen.

Ausser der Gartenecke gab es noch andere Stellen, an die man den Göttern Gaben brachte; als wichtigste aber galt die Gartenecke.

In der Nähe des Dorfes Kápá wuchs auf dem Felde eine grosse, alte Birke; unter der Birke breitete ein starker Wacholderbusch seine Zweige aus (eine Umzäunung gab es hier nicht). Hierher trugen die Bewohner des Dorfes den Göttern von Zeit zu Zeit allerlei Gaben.

Die Bewohner von Sülätüvä beteten zu Toomas (und wohl auch zu anderen Landesgöttern) auf dem Heuschlage im Schatten einer grossen Fichte. Unter die Fichte war zwischen drei Steine ein Wacholderkreuz aufgestellt. Auch hier fehlte die Umzäunung.

Auf einem Hügel bei Paraskova wuchs eine Linde; das Volk brachte hierher allerlei Speisen und betete hier. Auch andere Opferstellen — im Russischen nannte man sie сулёныя мѣста — habe es in der Nähe des Dorfes gegeben.

Hart beim Dorfe Mihova, auf einem Hügel am Rande des Waldes, opferte man Wachsfüllen ¹⁾.

Gewiss trug man die Gaben an den Ort, wo der Empfänger, nach der Anschauung des Volkes, lebte. So bekam der Feldvater seine Gabe auf eine Ecke des Feldes oder unter einen Nussstrauch im Walde in der Nähe des Feldes; den Viehgöttern brachte man Gaben in eine Ecke des Viehstalles, den Pferdegöttern in eine Ecke des Pferdestalles, die Hüter des Feuers ehrte man in der „Riege“ (Dresch- und Darrscheune) u. s. w. Näheres findet man in den betreffenden Kapiteln.

9. Der heilige Toomas.

Der heilige Toomas („pühä Toomas“) ist derjenige von den Landesgöttern, an den sich im Volke die meisten Erinnerungen erhalten haben. Als Wohnort diente ihm die oben erwähnte Gartenecke, der gemeinsame Sitz auch anderer

1) Kap. 21.

indigener Götter. Nur die Bewohner von Sülätüvä verehrten ihn auf dem Heuschlage¹⁾.

Es scheint, dass man zu Toomas sich noch öfter wandte, doch einmal jährlich war ein Tag gerade zu seiner Verehrung bestimmt; es war das der erste oder zweite Donnerstag nach Michaelis (29. Sept. a. St.).

Im Dorfe Paraskova wusste ein Mann mir von einem anderen derartigen Tage (nach Ostern) zu erzählen; ich glaube aber, mein Gewährsmann irrte sich und verwechselte das Toomasfest mit dem zweimal jährlich sich wiederholenden Pferde- und Viehstallfeste²⁾; wenigstens stimmte kein anderer seiner Meinung bei.

Am Morgen des betr. Donnerstags versammeln sich die Hausgenossen im Zimmer. Auf die Diele sind Decken, Zeug ausgebreitet, mitten im Zimmer ist ein umgekehrter Bottich aufgestellt oder in einigen Dörfern ein Holzblock. Auf dem Boden des Bottichs steht in Holzgefässen verschiedene Speise: Käse, Butter, Milch, Bubberr; in vier bis fünf Gefässen findet sich Bier. (In einigen Häusern brannten auf den Gefässen Lichte.)

Über die unten folgenden Opferverrichtungen gehen die Nachrichten ein wenig auseinander. Im Dorfe Mōisa, hiess es, knieten die Hausgenossen nieder, der Wirt umschritt dreimal die Knienden, sagte die Worte des Gebets, nahm dann von allen Speisen und Getränken einen Teil und brachte das alles in den Garten den Göttern.

Im Dorfe Seipolo hob der Wirt vor allem die Teile der Speisen und Getränke in einen grossen Schöpflöffel, dann umschritt er im Kreise den Bottich, betete zu den Göttern und begab sich darauf in die Gartenecke zu Toomas.

Die vollständigste Schilderung hörte ich im Dorfe Paraskova. Die Hausgenossen knien, der Wirt sprengt mit einem reinen Badequast um sie Wasser und trägt um sie ein Ferkel, ein Huhn und einen Hahn. Wahrscheinlich erheben sich die Knienden jetzt, denn die Opfertiere werden geschlachtet — vom Wirte, in demselben Zimmer — und gekocht. (Das Huhn und der Hahn kochen in zwei verschiedenen Kesseln.) Wiederum knien die Hausgenossen nieder;

1) Kap. 8.

2) Kap. 16, 17.

der Wirt legt die Köpfe der Opfertiere in einen kleinen Holzkasten, rührt sie da mit der Hand durcheinander und umschreitet die Knienden langsam. Dann kniet er selbst nieder und betet zu den Landesgöttern, — den Rücken hat er den Heiligenbildern zugekehrt, „den russischen Göttern“. Auch sei es vorgekommen, dass der Wirt auf dem Holzblocke sitzend gebetet habe.

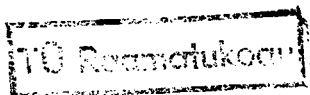
Waren die Gebete vorbei, dann brachte der Wirt dem heiligen Toomas in die Gartenecke seinen Teil; erst wenn er von dort zurückgekehrt war, durften die Hausgenossen von den Opferspeisen geniessen. Das Huhn wurde von den Frauen aufgegessen, der Hahn — von den Männern.

An Opfergebeten — diese sind oft, ebenso wie das alte Volkslied, alliterierend — habe ich fünf, dem Inhalt und der Form nach ziemlich gleiche, aufgezeichnet. Als Beispiel folgt das vollständigste.

„Heiliger Toomas, heiliges Kreuz — eine hohe Verbeugung — einen Monat lang verbeuge ich mich — auf den Knien bete ich — jedesmal mit meinen Kindern und Hausgenossen — am Abend spät — ebenso am Morgen früh — wegen meines Heimes, meines Hauses — wegen meines Lebenslaufes — wegen meiner vollen Gesundheit — wegen meiner Herde, meines Viehes — wegen meines Pflügens und Säens — lass wachsen Herr Gott — auf meines Feldes Ecke — auf meines Ackers Winkel — — — schicket Sommerwetter, rettet die leeren Stellen — seid dabei um zu schützen und zu liebkosen — das liebe Vieh in den Wald hinauszulassen und nach Hause zu treiben — schützet vor der Knochennase, dem Hängeohr — der Bitterkralle, vor scharfen Zähnen — verdecket hinter einen Baumstumpf — drückt unter ein Blatt — — — das brachte ich euch mit reinem Bier — mit schönem Opfertrank — mit einem bunten Hahne — euch ist ein Borg geschlachtet — euch sind Blutspeisen bereitet — euch ein Kuchen gebacken — euch Käse geknetet — kommet essen und trinken — zu meinem Brot, zu meinem Salz“.

In der Anrede finden wir neben dem heiligen Toomas verschiedene andere Namen oder Beinamen, so: hoher Dorf-gott, Hochhutiger, Graubart, Weisshaariger, liebe Landesgötter, heilige Puusliks ¹⁾, lieber Gott, grosser Gott, Gott-Vater.

1) Kap. 10.



10. Puuslik.

Vom Puuslik sprach man im Singular und Plural. Auf die Frage, wer Puuslik sei, erklärte mir ein 75-jähriger Mann in Selnika, der „heilige Puuslik“ sei Jesus Christus. Aus der Antwort ersehen wir, dass Puuslik Eigenname ist, nicht Gattungsname. Was den Inhalt der Antwort anbetrifft, so sei bemerkt, das der alte Mann sich bemühte nachzuweisen, die Landesgötter und die „russischen Götter“ seien ungefähr dieselben Wesen.

Eine andere Erklärung, von einem 85-jährigen Manne aus Piirova, ist weniger christlich: „Die Puusliks sind „Landesgötter, Landeskönige“. Unter die Landesgötter reiht sie auch ein Opfergebet, das ich aus dem Munde eines 75-jährigen Mannes in Seipolo aufzeichnete.

Derselbe Mann erinnerte sich eines Opfers, mit welchem man neben anderen Göttern auch Puuslik ehrte. Früh am Ostermorgen, bevor man die Toten speiste¹⁾ und sich an den Tisch setzte, brachte man Speisematerialien „aufs Feld den Landesgöttern, den Herren der „Wildnis“²⁾, dem heiligen Puuslik, den³⁾ lieben Königen der Rinderherde des Dorfes“.

Der Opfernde (Wirt) habe ungefähr mit folgenden Worten gebetet: „— — — Gott behüte beim Pflügen, Säen — bei Brot, Salz — Gott behüte vor Hagelschlag — gib, Gott, guten Sommer — bring vorbei die grossen Wolken — bring den Regen nach Wierland — die Regenschauer nach Oesel — — — wo der Hahn nicht kräht, nicht der Hund bellt — — — dahin bring die Wolken — — in einen grossen Sumpf — — —“.

In einem anderen Opfergebete werden die obengenannten Gottheiten auch um Schutz des Viehes gebeten; im Dorfe Tsesnöva hörte ich, in alten Zeiten habe man gebetet: „Heiliger Puuslik, behüte mich!“

Damit wären die Erinnerungen an Puuslik erschöpft.

11. Der Gartenvater.

Der Gartenvater (aia-jesä) lebt in der Gartenecke, an der Opferstelle. Von einem besonderen, speziell ihm be-

1) Kap. 23.

2) Russisch = пустошь, unbebaut gelassenes Landstück, neue Ansiedelung auf diesem Landstück, „Wildnis“.

3) Die folgende Zeile ist von Dr. J. Hurt übersetzt.

stimmten Opfertage habe ich nicht gehört, wohl aber erhielt auch er seine Gaben, wenn die übrigen Götter bedacht wurden.

Im Dorfe Paraskova wurde erzählt, man habe ihm Gaben gebracht zweimal in Verbindung mit dem Pferdeopfer, zweimal in Verbindung mit dem Kuhopfer; einmal zum Toomas-feste ¹⁾ und einmal zu Weihnachten. Das soll wohl heissen: gab es irgendeine Opferhandlung, so erhielt auch der Gartenvater seinen Anteil.

In demselben Dorfe fügte man noch hinzu, auch zu Johanni, Michaelis, während des Festes der Verklärung Christi ²⁾ und der Marienfasten ³⁾ habe man in die Gartenecke Opfergaben hingetragen, — wahrscheinlich waren auch diese dem Gartenvater bestimmt.

War im Hause ein Kind geboren, so legte man in die Gartenecke ein Ei und Silbergeld nieder, tat man es nicht, so weinte das Kind sehr. (Bei einem Todesfalle und bei der Totenverehrung ⁴⁾) wurden in die Gartenecke keine Gaben hingetragen.

Der Gartenvater scheint der Verwalter der „reinen Stelle“ gewesen zu sein, der nicht übergangen werden durfte, wenn man die übrigen Götter ehrte. Neben ihm hielten sich in der Gartenecke noch andere Landesgötter auf; vom heiligen Toomas wenigstens wurde ausdrücklich bezeugt, dass er „in der Gartenecke sitzt“.

12. Feldvater. Herdevater.

Der Feldvater (nurme-jesä) ist nach einer Erklärung identisch mit dem Herdevater (karja-jesä); und seine Hauptbeschäftigung scheint, nach den Opfergaben zu schliessen, gerade das Behüten der Herde zu sein, sobald diese die Umzäunung des Hofes verlassen hat.

Doch verleiht er auch dem Felde Wachstum; darauf deutet, dass man ihm beim Düngerführen Gaben brachte.

1) Кар. 9.

2) Спасъ, am 1., 6. und 16. Aug. (a. St.).

3) Успенскій постъ, 1.—15. Aug. (a. St.).

4) Кар. 23.

Ausser dem Feldvater spricht man noch allgemeiner von Feldgottheiten; eine derselben ist wohl der Feldvater.

Den Herdevater hörte ich nur einmal in einem Gespräche nennen, ein zweites Mal findet sich sein Name im Bruchstücke eines Gebets.

Dem Vater des Feldes reiht ein Gebet¹⁾ die „Mutter des Feldes“ zur Seite; weiteres habe ich über diese weibliche Gottheit nicht gehört.

Opfergaben für den Feldvater legte man auf dem Felde nieder oder im nahen Walde unter einem Nussstrauch; dortselbst war wohl auch sein Aufenthaltsort. Dreimal jährlich ehrte man ihn mit Opfergaben.

1. Beim Düngerführen. Am Morgen wird ein Küchlein geschlachtet und gekocht; der Wirt bringt es aufs Feld unter einen Nussstrauch (in einigen Dörfern — in die Gartenecke. Erst wenn das geschehen, dürfen sich die Arbeiter zu Tische setzen. Ebenso legt der Wirt auf eine Ecke des Feldes ein Ei nieder, wenn er mit der ersten Düngerfuhr ausfährt.

2. Wenn die Herde im Frühling das erste Mal von der Weide nach Hause kommt, bringt der Wirt dem Feldvater Käse und Butter.

3. Wenn eine Kuh trächtig wurde, dann zog man aus jeder Zitze etwas Milch in vier kleine Gefässlein, fügte Salz hinzu, kochte es im Ofen und goss es dem Feldvater unter einen Nussstrauch. (Nach einer anderen Angabe goss man die Milch in einem solchen Falle in die Gartenecke.) Die Gefässlein wurden natürlich zurückgebracht.

Auch sei, wenn man anfang die Kühe zu milchen, unter einen Strauch Butter und Käse hingelegt worden.

Im Dorfe Mōisa zeichnete ich die Bruchstücke eines Gebets auf, das wahrscheinlich an den Feldvater gerichtet war: „Niedrige Landesgötter — hohe Heimeskönige — Feldes Vater, Feldes Mutter — Feldes Goldkönige — — — kommet schützen mein Heim, mein Haus — — —!“

13. Heimesvater.

Von der erwähnten Gottheit (kodo-jesä) wusste man nur zu sagen, „dem Heimesvater, dem Weisssharigen, dem Dorf-

1) Siehe weiter unten.

gotte, dem Graubart“ seien in die Gartenecke Gaben hingetragen worden. Ob es etwa dieselbe Gottheit ist, wie der Gartenvater, oder eine selbständige, — das wurde mir nicht klar

14. Kahi.

Kahi wird in zweifacher Bedeutung, einer engeren und einer weiteren, gebraucht.

Kahi ist vor allem das Getränk, das die Götter beim Opfer erhalten; ausserdem bedeutet es — nach dem bekannten Gesetz: *a potiori fit denominatio* — die gesamte Opferhandlung. Noch eine dritte — zweifelhafte — Erklärung hörte ich: kahi ist das Opfergetränk nebst den Speiseteilen, die man den Göttern darbrachte. Der Erklärende selbst war seiner Sache nicht ganz sicher, und von Seiten der anderen fand er Widerspruch. Kahi war seiner Zubereitung nach nicht ein besonderes Getränk, sondern Bier; aber Bier als Opfertrank gebraucht.

Gewöhnlich wurde dieses Bier auf sehr einfache Weise bereitet: ein Kessel mit Wasser, Malz und Hefe wird in den Ofen gestellt; das Wasser bringt man mit drei glühenden Steinen zum Kochen, damit ist das Bier fertig; „das Bier brachte der Wirt den Göttern als kahi“.

Gewöhnlich langte das Bier nur den Göttern, bei grösseren Festen braute man auch zum Gebrauche der Menschen.

Mit den Opfern schwand auch die Kunst des Bierbrauens; heutzutage, klagte man, versteht kaum jemand noch Bier zu bereiten; in alten Zeiten stand dieses Getränk oft auf dem Tische.

Nur die Landesgötter bekamen kahi; so wurden der im Himmel lebende Donnergott Pikene und die Toten dieser Ehre nicht teilhaft, trotzdem man letzterer sonst nicht vergass. Es scheint, dass man allen Landesgöttern kahi brachte, doch sind unsere diesbezüglichen Nachrichten lückenhaft.

Unten folgen diese Opferhandlungen, denen das Volk selbst den Namen kahi beilegte; sehen wir auf den Inhalt, so müssten wir hierher natürlich auch das obenerwähnte Opfer rechnen, welches man dem heiligen Toomas zu Ehren veranstaltete.

15. Familienopfer.

Im Dorfe Mōisa erzählte mir eine 84-jährige Frau von einer Opferhandlung, die sie Familienopfer (perre-kahi) nannte. Es scheint mir, wir haben es hier nicht mit einem neuen Opfer zu tun, sondern nur mit einer anderen Bezeichnung für das Toomasfest ¹⁾. Das Familienopfer wurde dem heiligen Toomas zu Ehren veranstaltet; den Namen erklärt wohl der Umstand, dass man bei den Opfergebeten besonders auch das Wohlergehen der Familie im Auge hatte.

An einem Donnerstag — dem ersten, zweiten oder dritten nach Michaelis (29. Sept. a. St.) — versammelte sich die Familie im Zimmer und kniete nieder; um die Familie trug der Wirt dreimal ein lebendes Ferkel (Borg); darnach schlachtete er das Tier und betete zum heiligen Toomas.

16. Pferdeopfer.

Die Pferde befanden sich unter dem besonderen Schutze der Pferdegötter (hobōse-jumala'). Deren Geneigtheit versuchte man durch ein Opfer zu erwerben, welches Pferdeopfer hiess (hobōste-kahi oder talidse', etwa: Pferdestallfest).

Zu den Pferdegöttern betete man zweimal jährlich, im Frühling und im Herbst. Zum Opfertag war der Donnerstag bestimmt; im Frühling war es der zweite Donnerstag nach dem ersten Osterfeiertage, im Herbst der erste Donnerstag nach Michaelis.

An dem genannten Tage versammelten sich die Hausgenossen im Stalle. Auf dem Dünger war ein Tisch Tuch mit verschiedenen Speisen ausgebreitet und ein Holzblock aufgestellt.

Die Opferhandlung verrichtete der Wirt allein. Die Familie kniete nieder, der Wirt betete auf dem Holzblock, dann nahm er einen grossen Schöpflöffel und füllte ihn mit Speiseteilen.

Speisen gab es verschiedener Art, doch durften niemals drei Hähne fehlen. Die Speiseteile legte der Wirt in eine

1) Kap. 9.

Ecke des Stalles nieder — den Göttern. Auf den Dünger (wahrscheinlich in dieselbe Ecke) goss der Wirt auch den Opfertrank.

Hatten die Götter so ihren Anteil erhalten, dann kamen die Menschen an die Reihe. Der Wirt nahm die übriggebliebenen Teile der Hähne und speiste mit ihnen die anwesenden Männer; dazu rief er: „Ku, ku, ku!“ (Nachahmung, wie der Hahn kräht oder wie man ihn lockt?) Die Reste des Opfertrankes wurden von den Männern ausgetrunken.

Damit war der offizielle Teil aus; die Familie nahm um das Tischtuch herum Platz und ass und trank, was sich da Gutes vorfand.

17. Kuhopfer.

Die Pferde standen unter dem Schutze der Pferdegötter; auch der Viehstall und dessen Bewohner waren nicht ohne Beschützer: hier geboten die Viehstallgötter (*lauda-jumala*) und bestimmten über das Gedeihen und die Vermehrung des Viehes.

Zu Ehren der Viehstallgötter wurde zweimal jährlich ein Opfer — *lehmä-kahi* = Kuhopfer oder *laudadse*, etwa; Viehstallfest — verrichtet. Die Zeit konnte nicht mehr mit voller Sicherheit bestimmt werden. Wahrscheinlich ist es richtig, wie gewöhnlich angenommen wurde, dass das Kuhopfer jedesmal eine Woche vor dem Pferdeopfer am Donnerstag stattfand. Daneben erzählte man, das Kuhopfer sei im Frühling „eine Woche nach Ostern“ (am Sonntag also?) verrichtet worden und im Herbst „nach Michaelis“. Vielleicht feierten die verschiedenen Dörfer das Fest zu verschiedener Zeit?

Die Opfergebräuche waren ungefähr dieselben, wie beim Pferdeopfer. Natürlich versammelte sich die Familie jetzt im Viehstalle; und weil der Viehstall der Wirtin unterstellt ist, (oder weil man die Viehstallgottheiten für weiblich ansah?) hatten diesmal die Frauen den Vortritt: die Wirtin betete, legte die Speiseteile in eine Ecke des Viehstalles nieder, goss den Opfertrank aus u. s. w. Was von letzterem übrig blieb, das tranken die Frauen.

Als Opfer waren weibliche Tiere bestimmt: man schlachtete drei Hennen. Mit den Restern des Opferfleisches speiste

man die Frauen, dabei rief die Wirtin sie mit „kha, kha, kha“ näher, (Lockruf für Hennen oder Nachahmung des Gackerns?)

Was die Speisen anbetrifft, so waren im Frühling Butter, Milch, Käse, Eier erlaubt, im Herbst — Schweinefleisch und Widderfleisch. (Vielleicht war der Speisezettel noch umfangreicher, jedenfalls war aber im Herbst die Milch verboten.)

Die Familie ass, was aufgetragen war; auch der Tiere vergass man nicht und gab ihnen von den Speisen.

18. Riegenopfer. Feuergötter.

Über das Feuer gebietet der heilige Laberits (pühä Laberits). Neben ihm sprach man noch von Feuergöttern, ohne sie näher charakterisieren zu können.

Beim Feuerschaden ruft man den heiligen Laberits zur Hilfe, und das Gebet verhalte nicht erfolglos: „Heutzutage, wo man die Landesgötter nicht mehr ehrt, richtet das Feuer viel mehr Schaden an, als früher“.

Laberits konnte das Feuer eindämmen und ersticken, wenn es schon ausgebrochen war; doch betete man zu ihm auch schon im voraus, er möge das Feuer festhalten, damit dieses nicht schade.

So warf der Hirt, wenn er im Frühling seine Tiere zum ersten Mal hinaustrieb, einen Lappen ins Feuer und bat, der heilige Laberits möge ihm seine Kleider hüten, der Wirt wiederum ehrte Laberits mit dem Riegenopfer (rehe-kahi) und hoffte, dass das Feuer ihn nun nicht heimsuchen werde.

Als Wohnort war Laberits wohl die Riege angewiesen, denn dahin begab sich der Wirt mit dem Opfertranke. Einige Tropfen desselben liess er auf den Ofen fallen, auch goss er drei Löffel voll auf die Asche bei der Türöffnung des Ofens und betete, Laberits möge seine Riege, seine Gebäude „vor Feuerschaden, vor Überschwemmung“ beschützen und auch ihn selbst vor „Not und Sünde“ bewahren.

19. Roggenopfer.

Das Roggenopfer (rühä-kahi) oder Feldopfer (nurme-kahi) wurde den Feldgöttern gebracht als Bitte, sie mögen den in

die Erde versenkten Samen gnädiglich bewahren. Das Opfer wurde im Herbst, wenn die Saat in der Erde ruhte, verrichtet.

Die Bereitung des Opfertranks war hier, wie sonst, Vorrecht des Wirtes; Frauen hatten sich fernzuhalten.

Mit dem Trank begab sich der Wirt hinaus und „goss den Feldgöttern auf den Acker, wo er besäet war“. Bei und nach dem Ausgiessen sprach er Gebete.

Vom Felde begab er sich zurück ins Haus. Hier fand ein eigenartiger Gebrauch statt: Eine Holzschale ist mit dem Opfertrank gefüllt, die Schale auf die Diele gestellt; es kommt ein junger Mann, der noch kein Weib berührt hat, „ein reiner Mensch“, kniet nieder, erfasst die Holzschale mit den Zähnen, erhebt sich, dreht sich einmal um, trinkt dann den Inhalt der Schale aus und stellt letztere wiederum auf die Diele, — alles ohne dass er die Schale mit den Händen berühren dürfte.

20. Regenopfer. Dürreopfer.

Brannte die Sonne anhaltend nieder und drohten Gras und Getreide zu verdorren, dann hoffte man „Gott“ durch ein Regenopfer (vihma-kahi) oder Wolkenopfer (pilve-kahi) erweichen zu können.

Auf dem Hofe wurde ein Bottich mit der Öffnung nach unten aufgestellt. Auf dem Boden desselben bereitete man das Opfergetränk und betete dann um Regen.

Ebenso wurde ein Dürreopfer (põvva-kahi) dargebracht, nur dass man hier betete, „Gott möge Dürre geben“.

Man erzählte auch von Menschen, die die Macht besessen hätten dem Regen zu gebieten und diesen, wenn nötig, zu vertreiben. „Wie sie es machten, ja das mag der Herrgott wissen“. Ob ihre Tätigkeit mit dem Dürreopfer in Verbindung stand, liess sich nicht feststellen.

21. Wachsfüllen als Opfer.

In der Nähe des Dorfes Mihova befindet sich am Waldesrande ein Hügel, auf dem Hügel erhob sich früher ein Kreuz.

Hier versammelten sich im Frühling (nach Ostern) früh am Morgen Männer aus Mihova und der Umgegend; Frauen war der Zutritt verboten.

Die Männer trugen hohe Hüte — heutzutage sieht man solche nicht mehr — und hatten sich reine Kleider angezogen; durch lange, weisse, bis zu den Hacken reichende Hemde wurden die übrigen Kleider bedeckt.

In der Nähe des Kreuzes ist ein Bottich aufgestellt, mit der Öffnung nach unten. Auf dem Boden desselben brennen Lichte; um den Bottich beten die Männer.

An wen die Betenden sich hier wandten und mit welchen Worten, davon wusste man mir nichts zu sagen. Bekannt war, man habe „aus Wachs gegossene Füllen“ den Anzubetenden als Gabe dargebracht. Die Füllen wurden dortselbst gefertigt, auf dem Boden des Bottichs aufgestellt und dann angezündet.

22. Pikene.

Pikene ¹⁾ ist eine Person, ein göttliches Wesen. Er ist ein Himmelsgott, darum werden ihm auch keine Opfer gebracht; diese kommen nur den „auf der Erde lebenden Göttern“ ²⁾ zu.

Pikene ist der Hervorbringer des Donners. Donnert es leiser, so sagt man, dass „Pikene geht, dahinschreitet“; brüllt der Donner stärker, so heisst es, dass „Pikene auffahre, aufbrause“. Das Hervorbringen des Donners wird auch dem Altvater, Alten-Mann (Vana-tätä, Vana-mees) zugeschrieben: Altvater geht, Altvater grollt (eig. knurrt). Ob das Wesen für sich sein sollen oder nur Epitheta von Pikene, wusste man nicht.

Der Blitzstrahl (pälk) zerstört und zündet an, doch nur Sonntagsarbeit; was am Werkeltage gemacht ist, lässt er unberührt. Der Blitzstrahl scheint vom Volke nicht personifiziert zu sein; wer ihn schleudert, bleibt in einigen Ausdrücken unbestimmt (unpersönliche Ausdrücke), in anderen erscheint auch hier Pikene tätig: „Pikene schlägt“.

Gegen Blitzschaden erbat man sich „von Gott“ (Jumal) Hilfe; hierbei wäre zu bemerken, dass der christliche Gott einen heidnischen Vorgänger gleichen Namens hatte.

1) In der Schriftsprache = Blitz, Wetterstrahl.

2) Über die Bedeutung lese man im Kap. 6.

23. Totenverehrung.

Der Tod macht nur dem körperlichen Sein ein Ende; die Seele lebt nach dem Tode des Körpers noch weiter. Die Seelen können den zurückgebliebenen Anverwandten schaden und nützen; man fürchtet sie und sucht sie zu versöhnen; man fleht sie um ihre Hilfe an.

Die Seelen der Toten verehrte man einmal jährlich, am Morgen des ersten Osterfeiertages.

Die Wirtin breitete auf den Hof, in die Nähe der Pforte (in manchen Dörfern vor die Pforte auf den Weg) ein reines Tischtuch aus: auf das Tischtuch stellte sie allerlei Speisen. Während man den Landesgöttern nur kleine Speiseteile gab, brachte man den Seelen in reichlichem Masse, so Milch in einer Holzschale, Käse, Butter, Fleisch, Piroggen u. s. w.

War der Tisch gedeckt, so fing die Wirtin an ihre verstorbenen Verwandten zum Essen einzuladen. Einen jeden der Verstorbenen rief sie einzeln, dem Namen nach und flehte dann alle um ihren Segen an.

Worte des Gebetes: „Kommet meine Schwester (Name), mein Vater (Name) u. s. w. Kommet selbst und nehmet eure Kinderchen, kommet zu unserer Speise und zu unserem Trank! Ich rufe euch guten Sinnes, milden Herzens; euch gebe ich früher, nachher nehme ich selbst. Hasset nicht, schlaget nicht mein Vieh, mein gepflügtes Feld, meine Aussaat; lasset die Herde wachsen, das Korn spriessen! — Nehmet dann, wenn ich euch rufe; ungerufen nehmet nichts!“ — —').

Einige Augenblicke schwieg jetzt die Betende und gab den Seelen Zeit zum Essen und zum Trinken; dann fing sie an sie „wegzuschicken“: „Gehet weg, lasset euch an der Speise genügen und am Tranke! Gehet dahin, wohin ihr gebracht worden seid, an seinen Ort ein jeder; die Kinder nehmet an die Hand, gehet weg! — — —“

Die Speisen, die den Toten vorgesetzt worden waren, und von denen letztere jetzt ihren Anteil genommen hatten, wurden ins Zimmer zurückgetragen; man stellte sie auf den Tisch, und die Hausgenossen setzten sich nieder zum Essen.

1) In anderen Gebeten finden wir die Gedanken: „Kommet, eure Seele gehört Gott. — Was ich euch brachte, davon haben wir selbst nicht geschmeckt. — Was Gott mir gibt, habe ich euch gebracht, ich habe euch nicht vergessen“.

Diese Art von Totenverehrung war ziemlich allgemein bekannt, und mehrere alte Leute erinnerten sich derselben aus ihrer Jugend.

Ein 70-jähriger Mann wusste zu erzählen, man habe die Toten — wohl in jüngerer Zeit — innerhalb des Hauses gespeist.

Am Ostermorgen ist der Tisch rein gedeckt; einzelne Speisen sind aufgetragen, andere stehen im Ofen.

Neben der Tür befindet sich ein Gefäß mit kaltem Wasser, in demselben ein Badequast; dabei hängt ein reines Handtuch. Die Tür ist weit geöffnet.

Der Wirt hat auf ein Kucheneisen Weihrauch gestreut und räuchert damit; drauf taucht er den Badequast ins Wasser, bespritzt die Diele und ruft die verstorbenen Verwandten zum Essen: „Unsere liebe Verwandtschaft, seid klüger im Annehmen, wir sind unvernünftig beim Geben! Wir haben euer nicht vergessen, vergesst ihr unser nicht! Beschützt uns! Gott lasse zunehmen was gepflügt, was gesäet, das liebe Brot, das liebe Salz; Gott lasse reichen das liebe Brot, das liebe Salz! Wenn Gott uns gibt, dann geben wir euch auch — —.“

Nach dem Gebete begrüßte man sich mit dem russischen Ostergrusse und setzte sich zu Tisch.

24. Johannifeier.

Die Johannifeier nahm bei den hiesigen Esten, in manchen Dörfern noch vor einigen Jahrzehnten, einen ganz anderen Verlauf, als bei den umwohnenden Russen.

Ein jedes Gehöft feierte das Fest für sich; gemeinsames Feiern, wie in der Heimat, kannte man hier nicht. Am Abend versammelten sich die Hausgenossen auf dem „reinen Hof“ ¹⁾ vor dem Hause; hierher wurden auch die Wagen und Pferde herausgeführt; man band die Pferde an die Wagen und warf ihnen Heu vor. Aus allerlei Kräutern und Reisern wurde „unter dem Fenster“ ein Feuer angemacht.

Die Wirtin hatte für Speise und Trank gesorgt: Milch, Butter, Brei, Käse, Fleisch u. s. w. war reichlich vorhanden. Ein kleiner Teil jeder Speise wurde ins Feuer geworfen, vom

¹⁾ Im Gegensatz zum Viehhofe.

übrigen gegessen; was nachblieb, wurde bis zum Petritage (29. Juni a. St.) aufbewahrt. Mit den aufbewahrten Fleischspeisen brach man am Petritage die Fasten ¹⁾.

Der Johanniabend fiel mitten in die griechisch-katholische Fastenzeit hinein; nichtsdestoweniger genoss man bei der genannten Feier Fleischspeisen; vor- und nachher wurden die Fasten beobachtet. Dieser Umstand weist seinerseits darauf hin, dass die Feier älter sein muss, als die Bekanntschaft mit den Forderungen der griechisch-katholischen Kirche, oder aber, dass sie den früheren Nachbarn entlehnt ist, denen die russischen Fasten unbekannt waren.

Die Aufbewahrung der Speisen, um mit ihnen die Fasten zu brechen, gibt uns einen Fingerzeig, wie das Volk verschiedene Gebräuche, ältere und neuere, zu verschmelzen sucht.

Auf dem angemachten Feuer räucherte man Heu (Gras?); dieses wurde am anderen Morgen den Pferden und dem Vieh vorgeworfen.

Mit Hilfe von Gräsern suchte man die Zukunft zu erraten. Gräser wurden in die Wandritzen gesteckt; je schneller sie verdorrten, desto näher war der Tod.

25. Aberglaube.

Eigentlich liesse sich hier, wo an die Wurzeln des „alten Glaubens“ erst kürzlich die Axt gesetzt wurde, vom Aberglauben kaum sprechen, denn was in unseren Augen als Aberglaube gilt, bildete teilweise den Glauben unserer Vorfahren. Wo der Christengott den Thron bestieg, da wurde der frühere Glaube in „Aberglaube“ umbenannt, und die alten Götter der weitverzweigten Sippe des Gehörnten zugezählt. Auch brachten die Träger des Christentums Begriffe und Vorstellungen mit sich, deren Wurzeln man aus der Bibel vergeblich suchen würde.

Immerhin aber liesse sich ein Unterschied machen einerseits zwischen den Erden- und Himmelsgöttern — von letzteren kennen wir hier nur Pikene — und andererseits den Geisterwesen, die in Feld, Wald, Wasser ihr Wesen treiben. Mögen denn letztere unter die Gebilde des Aberglaubens gezählt

1) = разговляются.

werden. Man verehrt sie nicht und Opfergaben bringt man ihnen keine, doch man fürchtet sie: sie tun den Menschen allerlei Böses. Und sonderbar: während die Landesgötter ihr Szepter allmählich dem Christengotte abtreten müssen und die Zahl ihrer Verehrer mehr und mehr zusammenschmilzt, leben die genannten gespensterhaften Gebilde in voller Kraft weiter, teilweise wohl gerade infolge Einflusses der christlichen Kirche, die das Volk mit dem Teufel, dem Gehörnten, bekannt machte und gegen die Vergrößerung seiner Sippe und neue Epitheta zu seinem Namen wenig einzuwenden hatte. Vor allem wurden zu des Teufels Getreuen die früheren bösen Geister gezählt und auch den Landesgöttern wies man ihren Wohnsitz in der Nähe des Gehörnten an.

Namen hört man hier verschiedener Art: der Böse, der Schwarze u. s. w.; auch der biblische Judas lebt in derselben Gesellschaft weiter, und der Zigeuner der alten Heimat hat hier seinen Namen (mustlane) dem bösen Geiste abtreten müssen und sich mit einer neuen, nach dem Russischen gebildeten Bezeichnung (tsigan) begnügen¹⁾.

„Tont“ erscheint auch hier als böswilliger Kobold, im Sumpfe herrscht der Sumpfmann. Zu fast allen Bezeichnungen lautet die Erklärung: „Das ist der Teufel“.

Etwas mehr als über den Teufel hören wir von einigen Wesen, bei deren Entstehung er eine Rolle spielt: von dem Drachen, dem Alp und dem Wärfwolf. In demselben Zusammenhange zählen wir auch die „Leute mit einer Hundeschnauze“ auf.

1. Der Drache (puuk) schleppt seinem Besitzer Schätze zusammen, besonders Getreide und Geld; auch nimmt er die Sahne von der Milch und bringt sie fort.

Der Drache entsteht aus dem Ei, welches ein Hahn gelegt hat; das Ei muss unter der Achselhöhle ausgebrütet werden.

Wenn der Drache fliegt, hinterlässt er eine feurige Spur. Es ist gefährlich den Drachen irgendwie zu reizen: er rächt

1) Ein anderer Volksname (vadilanõ = Wote) hat sich als Schimpfwort erhalten.]

sich meist. Darüber ein kleines Geschichtlein, das auch in der Heimat bekannt ist.

Es war ein Wirt, der hatte einen Knecht. Der Knecht musste auf der Handmühle mahlen, aber die Arbeit wurde ihm sehr sauer, denn der Drache schleppte viel Getreide dem Wirte zu. Der Wirt sorgte für den Drachen gut und gab ihm Brei und Butter. Der Knecht, der das gesehen hatte, ass den Brei und die Butter und „hofierte“ in die Schale. Als der Drache essen wollte und das bemerkte, ärgerte er sich und zündete das Haus an. Alles, was dem Wirte gehörte, verbrannte; nur die von einem Nachbar geliehene Flachsbreche wurde vom Feuer verschont.

2. Das Alpdrücken. Der Alp (painakane) plagt auch heutzutage noch besonders die Krasnyer Frauen. Eine Frau erzählte mir, mit welcher Schlauheit sie den Alp abgewälzt habe: „Ich machte mit der Zunge das Kreuzeszeichen, — mit den Fingern konnte ich es nicht“; dem Kreuze vermochte der Alp natürlich nicht zu widerstehen und verschwand.

3. Der Wärwolf lebt im Volksglauben noch jetzt; manch' ehrlicher Wolf hat sich diesen Namen gefallen lassen müssen. In einen Wärwolf konnte der Mensch sich freiwillig verwandeln; öfter aber geschah es, dass man von einem anderen, „der die betreffenden Worte kannte“, verwandelt wurde. Besonders seien diesem Schicksal junge Leute im Bräutigams- resp. Brautstande ausgesetzt gewesen.

Mir erzählte eine zuverlässige Frau von einer Nachbarin, — letztere lebte noch — die fünf Jahre lang Wärwolf gewesen sei; dann habe sie wieder ihre Menschengestalt erhalten, doch an das Erlebte erinnere sie dichte Behaarung auf der Brust. Besonders schwer — so habe die erwähnte Nachbarin geklagt — sei es ihr beim Anblick einer Herde gewesen; dann sei ihr das Wasser im Munde zusammengelaufen, und eine Macht habe sie mit Gewalt getrieben ein Tier anzufallen; das Tier zu töten, dazu hätten ihre Kräfte nie gereicht.

Seine menschliche Gestalt erhielt der Wärwolf wieder, wenn jemand ihm Brot zu essen gab.

4. Leute mit einer Hundeschnauze (pininōnagarahvas) liefen ebenso hier wie in der Heimat herum und erschreckten die Menschen. „Sie hatten nur einen Fuss, doch trotzdem liefen sie so schnell, dass ein Pferd mit ihnen nicht Schritt halten konnte.“

26. Freien. Hochzeit.

Die Esten beobachteten hier, verschieden von den Russen, ihre eigenen Gebräuche, welche an die heimatlichen erinnern. Die Gebräuche schwanden zusammen mit der Sprache. Was unten folgt, ist aus dem Munde älterer Leute aufgezeichnet, welchen einiges teils aus eigener Anschauung, teils nach den Erzählungen noch älterer bekannt war. „Früher war die Hochzeit viel interessanter und verwickelter, als heutzutage. Jetzt fasst man einfach die Braut an der Hand, geht zum Priester, und damit ist die Sache aus.“

Freien. Sehr selten soll es vorgekommen sein, dass die Eltern bei der Wahl der Kinder ein Machtwort sprachen oder selbst bestimmten. Dagegen befand sich der Himmel, wo die Ehen der Krasnyjer Jugend geschlossen wurden, nur allzuoft unter dem Dache des Gutsgebäudes. „Der Herr bestimmte die Paare.“ Ein Gutsbesitzer, Plön, sei darin nach besonders scharfsinnigen Prinzipien gegangen, indem er zur Veredelung der Rasse immer „einen tüchtigen Jungen und ein schlechtes Mädchen, einen schlechten Jungen und ein tüchtiges Mädchen“ zusammengegeben habe. „Oft wurde die Braut (resp. der Bräutigam) einem bei der Arbeit zugeführt. War jemand mit der Wahl des Herrn nicht zufrieden, dann wurde er so lange mit Ruten geschlagen, bis die zur Heirat nötige Liebe sich einstellte.“

Auf die Freite ging man am Abend. Der Freier schwieg, das Wort führte ein älterer Verwandter. Dieser sprach erst von verschiedenem anderem, ehe er mit seinem richtigen Vorhaben herausrückte. Die Braut war unterdessen versteckt.

Wurde die Werbung angenommen, dann gab die Braut dem Bräutigam „als Pfand“ ein Tüchlein, dieser ihr von 10 Kopeken bis zu einem Rubel, „damit sie sich irgend etwas kaufen könne“.

Die Hochzeit fand vor der Trauung meist bei der Braut statt (einen Tag), nachher beim Bräutigam, und dauerte zuweilen eine ganze Woche.

Der Bräutigam hat — im Hause der Braut — verschiedene Gebräuche zu erfüllen. Wenn er seine zukünftige Schwiegermutter begrüsst, muss er sich vor ihr tief „bis vor die Füße“ verbeugen. Hat er sich zu Tisch gesetzt, so zieht er die Braut über den Tisch zu sich. Die Begleiterinnen der Braut

werfen ihm bei Tische Gerste und Erbsen ins Gesicht. Die Braut und ihre Begleiterinnen werden mit einem grossen Tuche zugedeckt, der Bräutigam muss seine Erwählte herausfinden.

Aus dem Hause der Braut geht die Fahrt zur Trauung in die Kirche. Die Braut sitzt neben einem männlichen Verwandten (Vater, Bruder) im Wagen. Der Bräutigam benutzt seinen mit Gürteln u. s. w. geschmückten Wagen erst nach der Trauung, um seine junge Frau heimzuführen; in die Kirche reitet er, umgeben von seinen speziellen Begleitern und anderen Männern, hinter dem Wagen der Braut. War der Zug bei der Grenze des Gehöfts angekommen, so hielt er an und bewegte sich erst weiter, wenn der Bräutigam der Braut Geld gezahlt hatte. Unterwegs (in die Kirche und aus derselben) hatten Knaben verschiedene Hindernisse aufgebaut und räumten diese beiseite, wenn sie ein Geschenk (meist Essbares) erhielten.

Aus der Kirche begab sich die Hochzeitsgesellschaft ins Haus des Bräutigams, doch hier waren die Türen fürs erste noch geschlossen: die kirchliche Trauung, wo „die russischen Götter“ ihren Segen gaben, genügte nicht als Band und Stütze für die Zukunft; in der Gartenecke warteten die Landesgötter, und zwar nicht vergeblich, auf das junge Paar.

Sobald die Neuvermählten aus dem Wagen gestiegen sind, fasst der Wirt die Braut an der Hand und führt sie in die Gartenecke. Der Bräutigam folgt. Nur dieses Mal durfte eine Frau den heiligen Ort betreten, denn noch war sie „rein“, „die junge Frau war noch nicht sündig“.

Der Wirt breitet vor der Opferstelle einen Gürtel aus, und die Anwesenden knien auf diesen nieder. Ein als Opfergabe mitgenommenes Ei wird in der Gartenecke verscharrt. Dann betet der Wirt für das junge Paar etwa mit folgenden Worten:

„Heiliger Toomas, eine hohe Verbeugung — ihr Goldgötter des hohen Gerichtes — Dorfgott, Weisshaariger, Graubärtiger — verzeih uns Sündigen — erweist selbst Hilfe — gebet volle Gesundheit dem jungen Paare — Schlaf in der Nacht, sowie Ruhe am Tage — wir brachten euch Speisen zu essen, sowie Getränke zu trinken — — —!“

Jetzt schreitet das junge Paar dem Hause zu; ihr Weg geht in den Viehhof, wo der Bräutigam — „um glücklich zu

sein“ — an eine Leiter einen Gürtel bindet; von dort steigen sie in den Keller¹⁾. Hier wird ihnen Bubbert oder eine andere Speise — doch nie eine Fleischspeise — vorgesetzt; Fleisch dürfen sie nicht früher geniessen, als nach der ersten Nacht.

Sie betreten darauf das Zimmer und setzen sich zu Tische, dürfen aber nicht mitessen. Die Schwiegermutter oder eine andere ältere Frau setzt der Neuvermählten einen Knaben auf die Knie; als Geschenk erhält letzterer einen Gürtel und andere Kleinigkeiten. Während des Essens werden der Braut Geschenke in den Schoß gelegt. Man gibt auch Geld: das junge Paar bewirtet die Gäste mit Branntwein, als Zeichen des Dankes „werfen diese Geld in den Becher“.

Am Abend führt der Taufvater das junge Paar zu Bett. Am anderen Morgen werden die Gäste von den Neuvermählten beschenkt. Letztere verbeugen sich tief vor jedem Verwandten; dieser klagt über allerlei Unglück, welches ihm auf der Fahrt zur Hochzeit widerfahren sei (der Wagen gebrochen, die Hand erfroren u. s. w.); schliesslich bittet er die sich Verbeugenden, sie mögen sich wieder aufrichten, und erhält vom Wirte Branntwein und von der jungen Frau ein Geschenk (Strümpfe, Tücher, Handschuhe, Gürtel, Hemde u. s. w.).

Ein Hochzeitsgebrauch ist das „Abschiednehmen“; hierbei verbeugen sich die Neuvermählten so tief, dass sie die Füsse des betr. Verwandten mit dem Kopfe berühren.

Die Hochzeitsgebräuche waren meist mit Gesang verbunden. Singend setzte man sich zu Tisch, singend dankte man dem Wirte für Speise und Trank; man sang hinter dem Bräutigam, wenn er zur Kirche ritt, lobte resp. tadelte Braut und Bräutigam in betr. Liedern u. s. w. Ausgeführt wurde der Gesang von Frauen.

Ausser dem Gesang diente der Tanz zur Belustigung der Gäste, — besonders beliebt sei ein Contretanz für zwei Paare gewesen — auch brummte der Dudelsack und — in grauer Vorzeit — erklang die Harfe¹⁾.

1) Die Häuser sind hier meist zweistöckig; den ersten Stock bildet ein fensterloser Keller.

2) kannöl.

27. Folkloristisches.

Lieder, Märchen, Rätsel leben nur noch als dunkle Erinnerung aus der Kindheit, Bruchstücke haben sich erhalten; auch diese sind stellenweise dem Volke unverständlich.

Das Lied ¹⁾ erklang am längsten auf Hochzeiten, denn hier bildete es mit der Zeremonie ein festes Gefüge. Vergleichsweise länger lebten auch die an bestimmte Tage (z. B. an den Palmsonntag und das Osterfest) gebundenen Lieder. Feldarbeiten, Arbeiten im Hause (Spinnen u. s. w.) seien von früheren Geschlechtern mit Gesang begleitet worden, — das lebende Volkslied ist natürlich mit der Melodie verbunden — jetzt schweigt alles. Auch das russische Lied, welches (nebst dem lettischen) bei den Ludzenern an Stelle des estnischen trat, scheint hier nicht bekannt werden zu wollen. „Warum hörtet ihr auf die Lieder eurer Vorfahren zu singen?“ „Ja, wir wurden, besonders von den russischen Nachbarn, ausgelacht und getadelt, da liessen wir die estnischen Lieder beiseite“.

Rätsel habe es früher in grosser Menge gegeben; bei verschiedenen Festlichkeiten hätten sie als Prüfstein der Geistesschärfe gedient: das jetzige Geschlecht wusste mir nur 24 zu nennen.

Die Märchen sind wohl noch früher verschwunden, als die Lieder, da sie eine grössere Sprachkenntnis voraussetzen. Sechs Bruchstücke teilte mir eine Frau aus den vielen Märchen mit, die sie als Kind von ihrer Mutter gehört hatte. Die meisten derselben stimmen, stellenweise bis auf die Form des Satzes, mit den bei den Ludzenern aufgezeichneten überein. Die gemeinsame Quelle für beide bildet wohl die alte Heimat.

1) In meinem „Kraasna Maarahvas“ finden sich 23 (resp. 27) Liederbruchstücke und eine Melodie (resp. 3).

Inhalt.

	Seite.
1. Einleitendes	5
2. Einige orientierende Bemerkungen	15
3. Sprache. Nationalität.	17
4. Ort, Zeit, Grund der Einwanderung	23
5. Erfahrungen beim Sammeln von Volksüberlieferungen.	33
6. Landesgötter. Geistliches Leben	36
7. Opferstelle in der Gartenecke.	47
8. Andere Opferstellen	49
9. Der heilige Toomas	49
10. Puuslik	52
11. Gartenvater.	52
12. Feldvater. Herdevater	53
13. Heimesvater	54
14. Kahi	55
15. Familienopfer	56
16. Pferdeopfer.	56
17. Kuhopfer.	57
18. Riegenopfer. Feuergötter	58
19. Roggenopfer	58
20. Regenopfer. Dürreopfer.	59
21. Wachsfüllen als Opfer	59
22. Pikene	60
23. Totenverehrung	61
24. Johannifeier	62
25. Aberglaube.	63
26. Freien. Hochzeit	66
27. Folkloristisches	69